



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Wieso stören uns tote Küken?

Ein Versuch, mithilfe von Clare Palmers tierethischem Ansatz die Intuition zu erklären, dass es besser ist, männliche Küken nicht sofort nach der Geburt zu töten, sondern erst nach ein paar Wochen zu schlachten

verfasst von / submitted by

Michael Fleischanderl

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 406 299

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium UniStG
UF Mathematik UniStG
UF Psychologie und Philosophie UniStG

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Hon.-Prof. Dr. Herwig Grimm

Danksagung

Diese Arbeit zu schreiben war eine der größten Herausforderungen, die ich bisher zu bewältigen hatte. Es bedurfte einiger Willenskraft und Überwindung, sie fertig zu stellen und war teilweise mit sehr viel Frust verbunden.

Ich möchte meine Dankbarkeit ausdrücken für die Menschen, die mir direkt und indirekt geholfen haben, durch diesen Abschnitt meines Lebens zu gehen.

Zuallererst möchte ich mich bei meiner Familie bedanken, besonders bei meinen Eltern, die mich immer unterstützt haben und es nach wie vor tun. Ohne sie wäre ich auch abgesehen von den offensichtlichen Gründen nicht an dem Punkt, an dem ich jetzt bin.

Weiters bin ich meinen Freunden dankbar, die mir die nötige Abwechslung zur oft anstrengenden Arbeit geben.

Im direkten Zusammenhang mit dieser Arbeit gilt besonderer Dank Prof. Herwig Grimm, der in seinen Lehrveranstaltungen mein Interesse für die Tierethik geweckt hat und sich mehrmals für mich Zeit genommen hat, um mir konstruktive Rückmeldungen zu geben und neue Ideen mit mir zu besprechen, sowie seinem Mitarbeiter Samuel Camenzind, der mir bei den formalen Aspekten der Arbeit sehr geholfen hat.

Weiters bedanke ich mich bei Herrn Stephan Pöchtrager für das ausführliche Gespräch zum Thema Hühnerhaltung.

1. Einleitung	7
2. Der Umgang mit Eintagsküken in der Praxis	11
2.1 Die konventionelle Variante	11
2.2 Die Bio-Variante	12
3. Tierethik: Kapazitätsorientierte Ansätze und Clare Palmers kontextsensibler Ansatz	16
3.1 Kapazitätsorientierte Ansätze	16
3.1.1 <i>Moralischer Status</i>	16
3.1.2 <i>Peter Singers Präferenz-Utilitarismus</i>	17
3.2 Clare Palmers kontextsensibler Ansatz	20
3.2.1 <i>Überblick</i>	20
3.2.2 <i>Moralische Berücksichtigungswürdigkeit</i>	20
3.2.3 <i>Die Rolle von Eigenschaften ("capacities")</i>	21
3.2.4 <i>Schädigungen und Hilfe</i>	23
3.2.5 <i>Die Rolle von Beziehungen (relations)</i>	24
3.2.6 <i>Wilde und domestizierte Tiere</i>	26
3.2.7 <i>Die "laissez-faire-intuition" (LFI)</i>	27
3.2.8 <i>Clare Palmer als Zusatz zu einer kapazitätsorientierten Theorie</i>	29
3.2.9 <i>Einwände gegen Clare Palmers Ansatz</i>	31
4. Eintagsküken im Kontext: Was bringt ihnen Clare Palmer?	36
4.1 Die Fragestellung	36
4.2 Die Suche nach Antworten	36
4.2.1 <i>Annahmen</i>	36
4.2.2 <i>Kapazitäten - moralischer Status - negative Pflichten</i>	37
4.2.3 <i>Relationen - positive Pflichten</i>	42
4.2.4 <i>Doch nur Kapazitäten?</i>	44
4.2.5 <i>Vermeidung von Schmerz reicht nicht - Ermöglichung eines guten Lebens</i>	46
4.2.6 <i>Reparationen und ihre symbolische Funktion</i>	48
4.2.7 <i>Respekt</i>	50
5. Conclusio	52

6. Quellenverzeichnis	54
6.1 Literatur	54
6.2 Internetquellen	57
6.3 Sonstiges	57
7. Anhang	58
7.1 Transkripte	58
7.3 Plagiatserklärung	66
7.4 Abstract Deutsch	67
7.5 Abstract English	68

1. Einleitung

In Europa werden jährlich 280 Millionen „unnütze“ männliche Küken von Legehennen produziert, weltweit sollen es mindestens 4 Milliarden sein (vgl. Aerts et al. 2009). In der konventionellen Eierproduktion werden diese Küken direkt nach ihrem Schlupf entweder durch „schreddern“ oder mittels CO₂-Begasung beseitigt. In Österreich wurden im Jahr 2014 nach Angabe der Presse 9,4 Millionen männliche Küken getötet (vgl. Schuh 2015). Die männlichen Küken werden einfach nicht gebraucht, weil sie keine Eier legen und aufgrund der starken Selektion in der Zucht auch für die Fleischproduktion schlecht geeignet sind (vgl. Damme/Hildebrand 2015: 35).

Diese Praxis wird von einem großen Teil der Bevölkerung und Tierschützern als problematisch betrachtet und vielerorts wird ein Verbot der Tötungspraxis von Eintagsküken gefordert (vgl. Zeit online 2015). Entsprechende Anträge gab es im Jahr 2016 in Deutschland, diese wurden aber im Bundestag abgelehnt (vgl. *Bundestagsbeschlüsse am 16. und 17. März 2016*). Es gibt allerdings eine Alternative zur konventionellen Praxis. Dabei werden die männlichen Küken nicht sofort getötet, sondern etwa 10 Wochen lang großgezogen, um zu Fleisch verarbeitet zu werden (vgl. Transkript 2018a-m). So stammen seit 2017 alle im Handel erhältlichen Eier der Bio-Marke „Zurück zum Ursprung“, die in der vorliegenden Arbeit als Beispiel herangezogen wird, aus einer Produktion, die ohne das Töten von Eintagsküken auskommt, wie auf der offiziellen Seite der Firma „Hofer“ zu lesen ist (vgl. Hofer o.D.).

Scheinbar gibt es also die Intuition, dass diese Alternative besser ist, als die Küken sofort zu töten, sonst hätten die Bio-Erzeuger keinen Grund, diese Alternative zu wählen. Wie lässt sich so eine Intuition begründen? Schließlich sterben die Tiere auch bei dieser Variante, wenn auch erst nach einem Leben von 10 Wochen. Man könnte also meinen, dass es für die Tiere selbst keinen großen Unterschied macht. Warum sollte die Tötung der Tiere nach 10 Wochen weniger schlimm sein als am ersten Tag?

Manche Tierethiker sehen die Praxis des „Schredderns“ von Eintagsküken auch nicht so problematisch, weil diese Tötungsvariante sehr schnell geht und vermutlich ohne große Schmerzen vonstatten geht. So schreiben Aerts et al. (2009):

"Maceration is technically a relatively simple system, and due to the high speed of the maceration blades the animals are killed within a fraction of a second. It seems therefore unlikely that there is any conscious feeling of pain. As the introduction into the machine is not

very different from the introduction into the transport crate (a short drop), it seems that there is no real welfare problem with maceration." (Aerts et al. 2009: 118f.)

Wenn man also von Empfindungen (zum Beispiel Schmerzen) der Tiere als Grundlage für die moralische Bewertung einer Praxis ausgeht, kann man zu dem Schluss kommen, dass die konventionelle Praxis des Tötens von Eintagsküken moralisch vertretbar ist, sofern die Annahme stimmt, dass der Tod dieser Küken relativ schmerzlos passiert. Eine Argumentation, die allein Schmerzen als Grundlage für moralische Überlegungen annimmt, ist somit nicht gut dafür geeignet, die Intuition zu erklären, dass es besser ist, Küken nicht zu „schreddern“, sondern ein paar Wochen leben zu lassen. Im Gegenteil könnte man den schnellen, schmerzlosen Tod der Küken sogar befürworten, wenn die Alternative ein relativ qualvolles Leben wäre.

Es gibt allerdings Alternativen zu so einer rein auf Schmerzen (oder Empfindungen) von Tieren basierenden Argumentation. Eine dieser Alternativen ist der tierethische Ansatz der amerikanischen Tierethikerin Clare Palmer. Sie erkennt zwar die Relevanz von Empfindungen an, allerdings sind diese nicht die einzige Grundlage für moralische Verpflichtungen. Bei Clare Palmer können auch Beziehungen spezielle Pflichten begründen, wie etwa die Beziehung, die man zu einem Wesen hat, das man in die Welt gesetzt hat. Clare Palmer liefert Begründungen, warum wir Tieren gegenüber, für die wir auf irgendeine Weise Verantwortung tragen, spezielle (größere) Pflichten haben, die anderen Tieren gegenüber nicht bestehen, auch wenn diese anderen Tiere zu ähnlichen Empfindungen fähig sind (vgl. Palmer 2010). Eine intuitiv sehr einleuchtende Konsequenz von Clare Palmers Ansatz ist die Aussage, dass ein Mensch gegenüber seiner Hauskatze größere Pflichten hat als gegenüber einer streunenden Katze, obwohl zwischen beiden im Bezug auf ihre Eigenschaften kein relevanter Unterschied besteht.

Kann dieser tierethische Ansatz von Clare Palmer nun die in Frage stehende Intuition, es sei besser, Küken ein paar Wochen leben zu lassen, besser erklären, als ein allein auf Empfindungen beruhender Ansatz? Um zu zeigen, dass Clare Palmers Ansatz Erklärungen für bestimmte ethische Intuitionen liefern kann, die ein rein auf Empfindungen beruhender Ansatz nicht liefern kann, sei folgendes Beispiel genannt:

Meerburg et al. (2008) erklären, dass es große Unterschiede darin gibt, wie wir über die Behandlung von Tieren in Experimenten und die Behandlung von Schädlingen (im Speziellen geht es um Ratten) nachdenken. Im Fall von Tierexperimenten wird viel über das Wohlbefinden der Tiere nachgedacht und es gibt in den meisten Ländern strenge Regulierungen, wie diese durchgeführt werden dürfen. Bei der Schädlingsbekämpfung wird allerdings sehr wenig Aufmerksamkeit auf das Wohl der (direkt) betroffenen Tiere gelegt, ob-

wohl Ratten ähnliche moralisch relevante Eigenschaften aufweisen, wie die in Experimenten verwendeten Tiere. Die Beseitigung von Ratten geschieht mitunter mithilfe von Giftstoffen, die die Ratten nicht sofort sterben lassen¹, sondern zu inneren Blutungen führen, die erst nach einigen Tagen zum Tod führen (vgl. Meerburg et al. 2008).

Die mentalen Fähigkeiten (und speziell auch das Schmerzempfinden) ausgewachsener Ratten können sehr plausibel auf ein Niveau geschätzt werden, das zumindest dem von Eintagsküken entspricht.² Dennoch ruft das schmerzvolle Töten dieser Tiere bei weitem weniger öffentliche Debatten aus, als das Töten von Küken. Ein rein auf Empfindungen basierender tierethischer Ansatz kann diesen Umstand nicht gut erklären, da das Leiden der Ratten in diesem Fall genau so schwer wiegen würde wie das Leiden der Küken. Aufgrund der großen Qualen, die vergiftete Ratten vor ihrem Tod durchmachen, müsste so ein Ansatz diese Praxis sogar als schlimmer betrachten, als die Praxis des Kükenschreddens.

Der Ansatz von Clare Palmer ist jedoch besser dazu imstande, zu erklären, warum das Töten von Küken als schlimmer empfunden wird als das Töten von Ratten. Legehennenküken wurden bewusst von Menschen in die Welt gesetzt. Wir sind für ihre Existenz verantwortlich. Die Existenz der Ratten wurde jedoch nicht bewusst von Menschen herbeigeführt. Im Gegenteil versuchen Menschen zu vermeiden, dass mehr solcher Ratten zur Welt kommen.³ Somit kann man sagen, dass wir den Küken gegenüber eine Verantwortung haben, die den Ratten gegenüber nicht besteht (vgl. Palmer 2010). Mithilfe dieser Verantwortung lässt sich auch erklären, warum das Töten von Küken als problematischer wahrgenommen wird als das Töten von Ratten.

In diesem Beispiel hat Clare Palmer eine größere Erklärungsmacht als ein rein auf Empfindungen basierender tierethischer Ansatz. Es ist also möglich, dass Clare Palmer auch auf die Frage nach der unterschiedlichen Behandlung von Legehennenküken Antworten finden kann, die ein anderer Ansatz nicht finden kann, der allein von individuellen Eigenschaften von Lebewesen als Begründung für moralische Pflichten ausgeht. Vielleicht lässt sich mithilfe von Palmers Theorie also auch das Gefühl erklären, dass wir Küken ein kurzes Leben ermöglichen sollten anstatt sie am ersten Tag ihres Lebens zu töten.

¹ Bei Giften, die Ratten sofort töten, kommt es dazu, dass andere Ratten die Köder nicht mehr fressen, sobald tote Artgenossen daneben liegen (vgl. Meerburg et al. 2008).

² Vermutlich haben ausgewachsene Ratten sogar größere mentale Fähigkeiten als Eintagsküken, aber das spielt für die Argumentation an dieser Stelle keine Rolle.

³ Das gilt offensichtlich nicht für Ratten, die als Haustiere gehalten werden oder für Tierversuche zur Welt gebracht werden. Für diese würde laut Clare Palmers Ansatz eine Verantwortung bestehen. Diese Argumentation bezieht sich auf Ratten, die als Schädlinge wahrgenommen werden.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dieser Frage und versucht, an Clare Palmers Theorie anzuknüpfen, um eine Erklärung für diese Intuition zu finden. Dazu wird zuerst die aktuelle Situation in der Praxis erklärt. Es wird sowohl die konventionelle Variante umrissen, bei der Küken am ersten Tag getötet werden, als auch die Bio-Variante, bei der auch männliche Legehennenküken aufgezogen und in der Fleischproduktion verwendet werden. Dann werden die tierethischen Ansätze erläutert, die im Zuge der vorliegenden Arbeit zu Rate gezogen werden. Es wird erklärt, was man unter einem „kapazitätsorientierten Ansatz“ versteht und etwas ausführlicher wird Clare Palmers Ansatz vorgestellt und von rein kapazitätsorientierten Ansätzen abgegrenzt. Dann wird die vorgestellte tierethische Theorie auf die in Frage stehenden Praxis angewandt, mit dem Ziel, in Clare Palmers Theorie Begründungen für die Bevorzugung der Bio-Variante zu finden. Schließlich folgt eine Conclusio, in der eine Einschätzung stattfindet, ob es geglückt ist, mithilfe von Clare Palmers Ansatz zu erklären, warum männliche Küken ein Leben von ein paar Wochen haben sollten.

2. Der Umgang mit Eintagsküken in der Praxis

2.1 Die konventionelle Variante

In der konventionellen Eierproduktion werden männliche Küken noch am Tag, an dem sie schlüpfen, getötet. Der Grund dafür ist, dass sie keinen großen wirtschaftlichen Nutzen haben. Zur Eierproduktion können sie offensichtlich nicht verwendet werden, weil männliche Hühner keine Eier legen. Auch für die Fleischproduktion sind sie aufgrund ihrer genetischen Eigenschaften sehr schlecht geeignet (vgl. Jaksch 1981: 203).

Der Grund für die schlechte Eignung dieser Küken in der Fleischproduktion liegt darin, dass die wirtschaftliche Nutzung von Hühnern sehr spezialisierte Züchtungen hervorgebracht hat. Sogenannte Legehybriden wurden gezüchtet, um möglichst gute Eigenschaften für die Eierproduktion zu haben. Sie legen möglichst viele Eier, die eine möglichst große Masse haben und verbrauchen dabei möglichst wenig Ressourcen. Einige dieser Eigenschaften stehen aber im direkten Gegensatz zu Eigenschaften, die für Fleischproduzenten wünschenswert wären. Beispielsweise sollten Legehennen, um Ressourcen wie Futter möglichst optimal zu verwerten, keine große Gewichtszunahme haben (vgl. Jaksch 1981: 203; vgl. Damme/Hildebrand 2015: 12f; Transkript 2018a/b).

Die männlichen Legehybriden-Küken werden also nicht gebraucht. Die Antwort auf dieses Problem ist in der konventionellen Eierproduktion das Töten dieser Küken direkt nachdem sie aus dem Ei schlüpfen. In der EU sind laut Aerts et al. (2009) zwei Methoden erlaubt, um diese Tötung durchzuführen, nämlich die Tötung mittels Homogenisator („Schreddern“) und CO₂-Begasung (vgl. Aerts et al. 2009: 117).

Die Methode des „Schredderns“ wird von Jaksch (1981) in einem paper behandelt. Demnach können Homogenisatoren, die sehr hohe Umdrehungszahlen aufweisen, alle zwei Minuten über 1000 Küken töten. Der Tod tritt laut Jaksch praktisch innerhalb einer Sekunde ein (vgl. Jaksch 1981: 204f.), Aerts et al. (2009) sprechen von einem Bruchteil einer Sekunde (vgl. Aerts et al. 2009).

Bei der Tötung mittels CO₂-Begasung werden die Tiere bei richtiger Konzentration des Gases nach ein paar Sekunden bewusstlos, ohne deutliche Anzeichen von Angst zu zeigen. Der Tod tritt in den darauf folgenden Minuten als Folge von Sauerstoffentzug ein (vgl. Jaksch 1981: 206f.).

Laut Aerts et al. (2009) kann davon ausgegangen werden, dass die Tötung durch einen Homogenisator bei normalen Bedingungen quasi schmerzlos vonstatten gehen kann, die

Begasung mittels CO₂ sehen sie etwas problematischer, weil dabei eher Probleme auftreten, die zu Angst oder Schmerzen führen können (vgl. Aerts et al. 2009: 119).

Da das „Schreddern“ somit als die beste Praxis in der konventionellen Eierproduktion erscheint, wird in der vorliegenden Arbeit davon ausgegangen, dass diese Praxis in der konventionellen Variante auch verwendet wird. Wenn also im Folgenden von der „konventionellen Variante“ die Rede ist, ist damit die Tötung mittels Homogenisator gemeint.⁴

Die Aussage, die männlichen Küken wären komplett nutzlos und können überhaupt nicht verwendet werden, stimmt so nicht ganz. Zwar werden sie nicht in der menschlichen Nahrungsmittelproduktion verwendet, jedoch finden sie Anwendung als Tierfutter. Laut Damme und Hildebrand (2015) werden die Überreste der Küken „als Haustierfutter, in Zoos oder von Reptilien- und Greifvogelzüchtern verfüttert.“ (Damme/Hildebrand 2015: 35)

2.2 Die Bio-Variante

In der Bio-Eierproduktion, wie sie für die Marke „Zurück zum Ursprung“ passiert, werden die männlichen Küken nicht am ersten Tag geschlachtet, sondern mindestens 10 Wochen lang aufgezogen, um dann in der Fleischproduktion Verwendung zu finden (vgl. Transkript 2018b). Im Folgenden soll kurz umrissen werden, wie das Leben dieser Hähne aussieht, um diese Variante auch mit der konventionellen Variante vergleichen zu können. Die Informationen hierzu stammen aus einem Gespräch mit Herrn Stephan Pöchtrager (2018) von der „Werner Lampert GmbH“, der für das Projekt „Hahn im Glück“ verantwortlich ist. Dieses Gespräch hat am 7.9.2018 in Wien stattgefunden, Auszüge davon befinden sich im Anhang der vorliegenden Arbeit.

Die Züchtungen, die bei „Hahn im Glück“ verwendet werden, heißen „Lohmann Braun“ und „Sandy“, beide stammen von der Firma Lohmann. (vgl. Transkript 2018d) Diese Züchtungen sind sogenannte Legehennenhybridrassen, das heißt, dass ihr vorrangiger Einsatzbereich die Eierproduktion ist (vgl. Transkript 2018a). Für das Projekt „Hahn im Glück“ wurden auch Zweinutzungsrassen in Erwägung gezogen und getestet, allerdings haben hier die Legehennen zu viele Ressourcen benötigt, also zu viel gefressen, was zu einer unwirtschaftlichen und nicht nachhaltigen Produktion geführt hat (vgl. Transkript 2018a). Deshalb hat man sich für Legehybriden entschieden, bei denen die männlichen Tiere zwar kein sehr hohes Gewicht erreichen, aber noch immer verwertet werden können, während

⁴ Die Argumentation in der vorliegenden Arbeit hängt nicht von dieser Praxis im Speziellen ab, sondern eher von der Annahme, dass der Tod der Küken weitgehend ohne Leid passiert.

die weiblichen Tiere eine sehr gute Eierleistung mit nachhaltiger Ressourcenverwertung bringen (vgl. Transkript 2018a; vgl. Transkript 2018b).

Das Leben der Hühner beginnt in österreichischen Brütereien (vgl. Transkript 2018i). Die männlichen Küken schlüpfen gemeinsam mit den weiblichen direkt in den Brutapparaten. Dort befinden sie sich auf Wägen, die mitsamt den geschlüpften Küken aus den Apparaten entnommen werden können (vgl. Transkript 2018g). Anschließend findet die Geschlechtsbestimmung, das sogenannte „Sexing“ der Küken statt. Dies wird per Hand von geschulten Mitarbeitern durchgeführt (vgl. ebd.). Das Geschlecht kann von geschulten Personen an der Kloake der Tiere oder an bestimmten Federn erkannt werden. Hier werden die männlichen Küken auch von den weiblichen getrennt (vgl. ebd.).

Sie kommen in Transportkartons und werden in Kleintransportern oder Lieferwägen zu den Aufzuchtbetrieben gebracht, die weiblichen Tiere kommen in die Legehennenaufzucht, die männlichen zu den Mastbetrieben (vgl. Transkript 2018h). Da sich sowohl die Brütereien als auch die Aufzuchtbetriebe in Österreich befinden, können die Transportwege einigermaßen kurz gehalten werden, jeder Transport dauert maximal 4 Stunden (vgl. Transkript 2018i). Zu Verletzungen kommt es dabei kaum, da die Küken von Natur aus sehr flauschig und somit gut gepolstert sind. (vgl. ebd.)

Die männlichen und weiblichen Tiere werden getrennt voneinander aufgezogen. Die männlichen Tiere verbringen ihr ganzes Leben von etwa 10 Wochen in den Mastbetrieben (vgl. Transkript 2018h). Die weiblichen Tiere kommen zuerst ebenfalls in Aufzuchtbetriebe, wo sie etwa 21 Wochen lang bleiben, und dann zu den Legebetrieben, wo sie ungefähr für einen Zeitraum zwischen einem Jahr und eineinhalb Jahren lang für die Eierproduktion verwendet werden. Ihr Leben dauert also insgesamt bis zu zwei Jahre (vgl. Transkript 2018c). In den Aufzuchtbetrieben kommen die Küken zuerst entweder unter eine Infrarotlampe oder in einen Raum, in dem die Temperaturen herrschen, die die Küken brauchen. In den ersten Wochen brauchen sie nämlich sehr viel Wärme, die in der Natur von einer Glucke (einer Henne, die sich um die Küken kümmert) kommen würde (vgl. Transkript 2018h); vgl. Peitz/Peitz/Bauer: 64). Wenn die Küken alt genug sind, kommen sie in einen Stall, wo sie etwas mehr Platz haben. Sie werden nicht sofort ins Freie gelassen, weil sie dafür vor einem bestimmten Alter noch zu empfindlich sind (vgl. ebd.). Vom Stall kommen die Küken später auch in Außenscharräume, die zwar an der frischen Luft, aber gegen das Wetter abgesichert sind. Auf die Weide dürfen die männlichen Tiere ab dem 43. Lebensstag, die weiblichen erst ab einem Alter von etwa 12 Wochen, da sie langsamer wachsen (vgl. ebd.).

Die gesamte Aufzucht der männlichen Tiere findet in Österreich nach biologischen Richtlinien statt, was unter anderem die Bestimmungen zu Haltung und Auslauf betrifft (vgl. Transkript 2018j). Der Auslauf im Freien beträgt bei den Hähnen mindestens 0,5 m² pro Tier, bei den Legehennen sind es 10 m². Dieser Unterschied besteht deshalb, weil die männlichen Tiere im Alter von weniger als 10 Wochen gar nicht mehr Auslauf annehmen würden (vgl. ebd.). Wenn man von Auslauf spricht, ist es vor allem wichtig, zu beachten, wie dieser Auslauf gestaltet ist. Hühner brauchen Möglichkeiten, zu scharren, zu picken und sich zu beschäftigen. Außerdem sollte man den Tieren unbedingt Schattenplätze in Form von Sträuchern und Bäumen und ähnlichem zur Verfügung stellen. Auf diese Kriterien wird in der hier beschriebenen Haltungsform geachtet, sowohl in den Legebetrieben als auch in der Aufzucht der Hähne für die Fleischproduktion (vgl. ebd.). Bei der Aufzucht kann es wie in der Natur zu Kämpfen zwischen den Hähnen kommen, die der Bestimmung der Rangordnung dienen. Dadurch, dass diese Tiere aber genügend Platz haben, arten diese Kämpfe nicht allzu sehr aus (vgl. Transkript 2018k). Es gibt laufend Tierwohlerhebungen, die in Zusammenarbeit mit dem Qualitätsgeflügelverein (QGV) durchgeführt werden, wo das Wohl der Tiere an den Tieren selbst gemessen wird, das heißt, es wird kontrolliert ob die Tiere gesund und verhaltensunauffällig sind. So hofft man, besser bewerten zu können, was den Hühnern gut tut und verlässt sich nicht auf Kennzahlen wie etwa Stallgröße oder Auslauffläche (vgl. Transkript 2018e).

Nach etwa (mindestens) 10 Wochen ist die Mast der männlichen Tiere zu Ende und sie werden geschlachtet. Dies passiert in Schlachthöfen in Österreich. Die Tiere werden per Hand eingefangen (vgl. Transkript 2018l) und in LKWs zu den Schlachthöfen transportiert, was wiederum maximal 4 Stunden lang dauert (vgl. Transkript 2018i). Dabei können Verletzungen der Tiere nicht zu 100% ausgeschlossen werden, es wird aber nach den gesetzlichen Rahmenbedingungen im Bezug auf Tierschutz gehandelt und die Transportwege sind mit maximal 4 Stunden deutlich kürzer als gesetzlich vorgeschrieben. Weiters werden die Tiere im Schlachthof noch einmal von einem Tierarzt kontrolliert (vgl. ebd.).

Im Schlachthof werden die Tiere mittels CO₂ oder Elektrobäd betäubt. An den betäubten Tieren wird ein Schnitt vollzogen, der dazu führt, dass sie verbluten. Bei der Schlachtung wird von geschulten Mitarbeitern streng kontrolliert, ob im Bezug auf das Tierwohl alles in Ordnung ist, beispielsweise gibt es Kontrollpunkte, an denen geprüft wird, ob die Tiere auch wirklich betäubt sind, wenn der Schnitt erfolgt. Weiters sind immer Tierärzte bei der Schlachtung anwesend (vgl. Transkript 2018m).

Anschließend werden die Tiere zu Fleisch weiterverarbeitet. Die Hähne aus dieser Haltungsform sind eher leicht und klein und werden nicht als Ganzes verkauft, sondern zu Fi-

letstreifen und Würstchen verarbeitet. Es wird versucht, die Hähne möglichst vollständig zu verwerten (vgl. Transkript 2018b).

Eine denkbare Alternative zu dieser Haltungsform, die ohne Kükenschreddern auskommt, wäre die frühe Geschlechtsbestimmung im Ei. So ein Verfahren ist allerdings noch nicht praxistauglich und wäre laut Herrn Pöchtrager auch erst dann sinnvoll, wenn es zu einem sehr frühen Zeitpunkt passiert, wo man sich ausreichend sicher ist, dass die Küken im Ei noch kein Schmerzempfinden haben. Es ist aber nicht absehbar, dass diese Technik in der nächsten Zukunft so weit voranschreitet (vgl. Transkript 2018e).

3. Tierethik: Kapazitätsorientierte Ansätze und Clare Palmers kontextsensibler Ansatz

3.1 Kapazitätsorientierte Ansätze

3.1.1 Moralischer Status

Um eine bestimmte ethische Theorie in die tierethische Landschaft einzuordnen ist es sinnvoll, zuerst eine Grundfrage der Tierethik zu erläutern, deren Antwort für alle weiteren Argumente jeder ethischen Theorie von großer Bedeutung ist. Es geht um die Frage, welche Wesen überhaupt von der ethischen Theorie in Betracht gezogen werden. Solche Wesen haben laut Grimm und Wild einen sogenannten „moralischen Status“. Das bedeutet, dass sie um ihrer selbst Willen in Betracht gezogen werden müssen und nicht etwa deshalb, weil sie für jemand anderen irgendeinen Wert haben, wie etwa Haustiere oder Nutztiere für ihre Besitzer (vgl. Grimm/Wild: 50).

Hat zum Beispiel eine Hauskatze einen moralischen Status, dann hat man Pflichten der Katze selbst gegenüber. Zum Beispiel hat man die Pflicht, der Katze keine Schmerzen zuzufügen, selbst wenn das niemand anderen stören würde. Wäre die Katze nur indirekt berücksichtigungswürdig, hätte man höchstens Pflichten jemand anderem, zum Beispiel der Besitzerin der Katze, gegenüber (vgl. ebd.). Wenn in diesem Fall die Pflicht besteht, der Katze keinen Schaden zuzufügen, dann deshalb, weil es zum Beispiel die Besitzerin stören würde. Es geht also darum, ob die Interessen der Katze selbst einen Wert haben und in moralische Überlegungen einbezogen werden müssen. Im Beispiel oben ist das das Interesse, keine Schmerzen zu empfinden. Wäre die Katze nur indirekt berücksichtigungswürdig, ginge es in moralischen Überlegungen nicht um das Interesse der Katze selbst, sondern um das Interesse der Besitzerin dieser Katze, dass die Katze unversehrt bleibt. In beiden Fällen kann die Pflicht die selbe sein, nämlich der Katze nicht zu schaden, aber der Grund dafür ist ein anderer. Hätte die Katze keine Besitzerin, wäre es im Fall, dass die Katze selbst keinen moralischen Status hat, nicht verwerflich, der Katze Schaden zuzufügen.

Vielen Menschen und insbesondere Tierethikern erscheint das als nicht zufriedenstellend und deshalb gibt es Theorien, die auch bestimmten anderen Wesen als Menschen moralischen Status zuschreiben. Kapazitätsorientierte tierethische Ansätze gehen davon aus, dass moralischer Status nicht etwa von der bloßen Zugehörigkeit zu einer speziellen Gruppe ausgeht, also beispielsweise von der Zugehörigkeit zur menschlichen Spezies,

sondern dass sich der moralische Status von den Eigenschaften ableitet, die ein bestimmtes Individuum hat. Eine solche Ansicht, die von individuellen Eigenschaften ausgeht, wird auch als „moralischer Individualismus“ bezeichnet (vgl. ebd.: 49ff.).

Was genau die relevanten Eigenschaften sind, die einem Wesen moralischen Status verleihen, ist eine andere Frage, auf die es verschiedene Antworten gibt. Eine beliebte Möglichkeit ist die Fähigkeit, Schmerzen zu empfinden. Andere Antworten auf diese Frage umfassen beispielsweise Rationalität oder Sprachfähigkeit (vgl. ebd.: 52).

Innerhalb des moralischen Individualismus kann man zwischen sehr unterschiedlichen Ansichten unterscheiden. Kapazitätsorientierung als einen tierethischen Ansatz zu bezeichnen und somit alle Autoren, die kapazitätsorientiert argumentieren, in einen Topf zu werfen wird den verschiedenen Argumentationen nicht gerecht.

3.1.2 Peter Singers Präferenz-Utilitarismus

Um Clare Palmer deutlich abgrenzen zu können ohne alle möglichen Varianten kapazitätsorientierter Argumentation in Betracht ziehen zu müssen, soll hier kurz ein spezieller kapazitätsorientierter Ansatz beschrieben werden, der im Folgenden sozusagen als Gegenspieler zu Clare Palmers Ansatz fungiert, und das ist der Präferenz-Utilitarismus Peter Singers. Die Grenze moralischer Berücksichtigungswürdigkeit zieht Peter Singer (2013) bei der Empfindungsfähigkeit:

„Ist ein Wesen nicht leidensfähig oder nicht fähig, Freude oder Glück zu erfahren, dann gibt es nichts zu berücksichtigen. Deshalb ist die Grenze der Empfindungsfähigkeit (wir verwenden diesen Terminus als bequeme, wenngleich nicht ganz genaue Abkürzung für die Fähigkeit, Leid oder Freude bzw. Glück zu empfinden) die einzig vertretbare Grenze für die Rücksichtnahme auf die Interessen anderer.“ (Singer 2013: 101f.)

Peter Singer vertritt einen utilitaristischen Standpunkt, den er selbst als „Präferenz-Utilitarismus“ bezeichnet. Mit dieser Bezeichnung grenzt er sich von einer traditionelleren Form des Utilitarismus, dem hedonistischen Utilitarismus ab. Allgemein geht es im Utilitarismus darum, die besten Folgen zu generieren. Eine Handlung wird danach bewertet, ob sie gute oder schlechte Folgen für die betroffenen hat. Was aber als gute oder schlechte Folgen zählen, kann unterschiedlich betrachtet werden. Grimm und Wild (2016) erklären den Unterschied so:

„Nach der hedonistischen Auffassung (von gr. *hedone* = Lust) sind jene Handlungen gut, die als Konsequenz Lust maximieren und Unlust minimieren; nach der präferenzialisti-

schen Auffassung (von frz. *préferer* = bevorzugen) sind jene Handlungen gut, die als Folge subjektive Wünsche befriedigen, egal ob diese mit Lust oder Unlust verbunden sind [...]“.

Der Unterschied besteht darin, welche Arten von Erlebnissen als moralisch bedeutungsvoll erachtet werden, was sozusagen die Währung ist, nach der der moralische Wert einer Handlung berechnet wird. Bei einem hedonistischen Utilitarismus wären das Lust oder Schmerz. Lust ist positiv und soll möglichst gefördert werden, Schmerz ist negativ und soll vermieden werden. Peter Singer argumentiert, dass es viel eher die Präferenzen eines Wesens sind, die in Betracht gezogen werden müssen. Was gut ist, ist also die Erfüllung von Wünschen und Präferenzen. Diese können theoretisch dem bloßen Empfinden von Freude oder Schmerz zuwider laufen. Man kann auch eine Präferenz haben, deren Erfüllung einem selbst Schmerzen bereitet (vgl. Grimm/Wild 2016: 58f.).

Ein Beispiel hierfür wäre die Präferenz, an einem Chili-Wettessen teilzunehmen. Die Teilnehmer solcher Wettbewerbe nehmen physisch unangenehme Empfindungen auf sich und es sind immer Sanitäter bei solchen Bewerben anwesend und werden auch benötigt, weil regelmäßig Teilnehmer kollabieren. Dennoch sind es die Präferenzen dieser Teilnehmer, an so einem Wettbewerb teilzunehmen, die in die moralische Bewertung dieser Situation einfließen und nicht die offensichtlichen Schmerzen, die sie empfinden.⁵

Ethik muss für Peter Singer universalisierbar sein. Das bedeutet, dass ethische Entscheidungen aus einem unparteiischen Standpunkt heraus getroffen werden müssen. Es darf keinen Unterschied machen, wer eine ethische Situation betrachtet (vgl. Singer 2013: 36ff.). Man darf auch seinen eigenen Interessen kein größeres Gewicht verleihen als den Interessen eines anderen moralisch berücksichtigungswürdigen Wesens (vgl. Grimm/Wild 2016: 58f.; vgl. Singer 2013: 39). Somit zählen für Peter Singer die Interessen aller moralisch berücksichtigungswürdigen Wesen gleich viel. Es geht nicht darum, *wer* ein Interesse hat, sondern *wie groß* dieses Interesse ist. Im Besonderen ist ein Interesse eines Menschen nicht automatisch wertvoller als ein Interesse eines nichtmenschlichen Tieres. Gleich große Interessen müssen gleich schwer ins Gewicht fallen und stärkere Präferenzen fallen stärker ins Gewicht, egal, wer diese Präferenzen hat (vgl. Singer 2013: 101ff.; vgl. Grimm/Wild 2016: 64). Bei Grimm und Wild ist mit Verweis zu Singer (2013: 98-136) weiters zu lesen:

„Folglich ist es unzulässig, empfindungsfähige Menschen gegenüber empfindungsfähigen Tieren prinzipiell zu bevorzugen. Dies liegt daran, dass dies unserer Auffassung von Ge-

⁵ Natürlich heißt das nicht, dass es nicht auch Präferenzen anderer Wesen gibt, die in die moralische Bewertung von Chili-Wettessen einfließen, wie etwa die Präferenzen der Tiere, deren Fleisch im Chili verkocht wird.

rechtigkeit widerspräche, die besagt, dass Gleiche gleich zu behandeln sind und Ungleiche ungleich [...].“ (Grimm/Wild 2016: 58)

Wie Peter Singer (2013) deutlich macht, bedeutet das Gleichheitsprinzip nicht, dass in der Praxis alle empfindungsfähigen Wesen gleich behandelt werden müssen. Die gleiche Behandlung kann für verschiedene Lebewesen unterschiedliche Folgen haben. So ist zum Beispiel ein Schlag mit der Hand für ein ausgewachsenes Pferd weniger schmerzhaft als ein Schlag mit der selben Kraft für ein neugeborenes Baby. Das Baby wird dabei größere Schmerzen empfinden. Ein härterer Schlag hingegen, der dem Pferd genau so viel Schmerzen bereitet, wie der leichte Schlag dem Baby, ist als genau so schlimm zu bewerten, wie der leichte Schlag gegen das Baby. Es können also konkrete Handlungen (ein Schlag mit einer bestimmten Stärke) unterschiedlich bewertet werden, je nachdem, welche Folgen sie für die betroffenen Lebewesen haben. Eine Unterscheidung allein aufgrund der Spezieszugehörigkeit (also weil das Pferd ein Pferd ist) ist für Singer nicht zulässig (vgl. Singer 2013: 101-106).

Ein Kritikpunkt am ethischen Ansatz Peter Singers ist die Möglichkeit, moralisch berücksichtigungswürdige Wesen zu opfern. Aus dem Utilitarismus, den Singer vertritt, folgt ein Aggregationsprinzip. Das heißt, es werden die positiven und negativen Folgen einer Handlung für alle betroffenen abgewogen und die Handlung gewählt, bei der das Verhältnis zwischen erfüllten und verletzten Präferenzen am besten ist. Das bedeutet aber, dass die Präferenzen eines bestimmten moralisch berücksichtigungswürdigen Wesens gegen die Interessen anderer abgewogen werden kann und es möglich ist, dieses Wesen zum Wohle der Gesamtheit zu opfern (vgl. Grimm/Wild 2016: 62).

Tom Regan, ein weiterer bekannter Vertreter des moralischen Individualismus, kritisiert eben diesen Punkt an Peter Singers Utilitarismus (vgl. ebd.). Laut Regan haben alle Wesen, die das erlebende Subjekt eines Lebens ("experiencing subject of a life") sind einen inhärenten Wert, der eine respektvolle Behandlung dieser Wesen erforderlich macht. Das bedeutet für Regan auch, dass sie nicht zugunsten anderer geopfert werden dürfen (vgl. Regan 1985: 23ff.). Regan vertritt als Folge dessen eine komplett abolitionistische Haltung, nach der jegliche Verwendung von Tieren zu unserem Nutzen, also sowohl in der Forschung als auch in der Nahrungsmittelproduktion, unzulässig ist und abgeschafft werden muss (vgl. ebd.).

Ein weiteres Problem, das man mit Peter Singers Ansatz haben kann, ist, dass er uns zu viel abverlangt, wie Clare Palmer in einem paper (Palmer 2015) erwähnt. Wenn man akzeptiert, dass die Interessen wilder Tiere genau so viel zählen wie alle anderen Interessen,

dann könnte das dazu führen, dass wir die Pflicht haben, Leiden in der Wildnis zu verhindern (vgl. Palmer 2015: 203f.). Das wäre aber eine sehr fordernde Aufgabe:

"[...] a requirement for human intervention in the wild for humane purposes can be seen as both over-demanding and over-reaching. Trying to reduce (non-anthropogenic) suffering in the non-human world is an enormous and demanding task; and plausibly, another exercise of human (or perhaps, humane) power, intent on shaping the entire world to fit human preferences." (Palmer 2015: 204)

Clare Palmers Ansatz verspricht, dieses Problem zu lösen und Gründe zu liefern, warum ein Eingreifen in der Wildnis keine notwendige Folgerung dessen ist, Tieren moralische Berücksichtigungswürdigkeit zuzugestehen. Sie stützt ihre Argumentation aber weder darauf, dass solche Pflichten uns zu viel abverlangen würden noch darauf, dass etwas falsch ist am menschlichen Eingreifen in natürliche Prozesse, sondern darauf, dass solche Pflichten schlicht nicht existieren. (vgl. Palmer 2015: 204)

3.2 Clare Palmers kontextsensibler Ansatz

3.2.1 Überblick

In ihrem Buch "Animal Ethics in Context" vertritt Clare Palmer einen tierethischen Ansatz, der sowohl Eigenschaften ("capacities") von Tieren in Betracht zieht, als auch unsere Beziehungen ("relations") zu ihnen. Schon der Titel des Buches weist darauf hin, dass auch der Kontext bei der Bewertung moralischer Fragestellungen eine Rolle spielen sollte, nicht nur die individuellen Eigenschaften von Tieren, abgesondert von den Umständen (vgl. Palmer 2010).

Ihrer Theorie liegt eine Annahme zugrunde, die sie als "laissez-faire-intuition", abgekürzt als LFI, bezeichnet. Palmer zufolge entspricht es der moralischen Intuition vieler Menschen, dass wir domestizierten Tieren gegenüber spezielle Pflichten haben, die wir wilden Tieren gegenüber nicht haben. Vereinfachend kann man sagen, dass allen berücksichtigungswürdigen Tieren gegenüber die Pflicht besteht, ihnen keinen Schaden zuzufügen. Pflichten, Tieren aktiv zu helfen, entstehen aber erst durch spezielle Beziehungen, wie beispielsweise Domestikation (vgl. Palmer 2010: 2).

3.2.2 Moralische Berücksichtigungswürdigkeit

Clare Palmer muss sich, wie auch andere Tierethiker, mit der Frage auseinandersetzen, welche Wesen überhaupt von ihrer Theorie in Betracht gezogen werden, also welche Wesen, wie oben beschrieben, einen moralischen Status haben. Clare Palmer spricht in diesem Zusammenhang hauptsächlich von „moralischer Berücksichtigungswürdigkeit“ ("moral considerability"), die sie weitgehend synonym mit moralischem Status verwendet (vgl. Palmer 2010: 9f.). Solche moralische Berücksichtigungswürdigkeit erhält ein Wesen im Rahmen von Clare Palmers Theorie dadurch, dass es relevante Eigenschaften, speziell Empfindungsfähigkeit, aufweist (vgl. Palmer 2010: 11). In dieser Hinsicht argumentiert sie also kapazitätsorientiert.

3.2.3 Die Rolle von Eigenschaften ("capacities")

Für Clare Palmer (2010) hängt es von den Eigenschaften eines Lebewesens ab, ob es moralisch berücksichtigungswürdig ist. Vor allem geht es ihr um die Eigenschaften, Schmerzen empfinden zu können und andere angenehme und unangenehme mentale Zustände haben zu können. Lebewesen mit diesen Eigenschaften haben ein sogenanntes "well-being", also ein „Wohlbefinden“ und sind damit moralisch berücksichtigungswürdig:

"My (unoriginal) proposal here is that some animals can feel pain and have other kinds of aversive and positive mental states, that these animals have a well-being, and that having a well-being is sufficient for moral considerability." (Palmer 2010: 11)

Es erscheint sinnvoll, solche Lebewesen, die ein „Wohlbefinden“ haben, im Deutschen als „empfindungsfähig“ zu bezeichnen, wie es auch Grimm und Wild machen (vgl. Grimm/Wild 2016: 172).

Palmer führt weiter aus, dass Wohlbefinden in ihrem Sinne ein subjektives, wahrgenommenes Wohlbefinden ist. Das heißt, Dinge, die für das Wohlbefinden zuträglich oder auch schädlich sind, müssen vom betroffenen Wesen auch als angenehm oder unangenehm empfunden werden (vgl. Palmer 2010: 18). Demnach ginge es zwar gegen das wahrgenommene Wohlbefinden eines Menschen, ihn verbal zu beleidigen, wenn das in ihm unangenehme Empfindungen, wie etwa Schamgefühl, auslöst. Einer Katze gegenüber kann man aber auf diese Weise vermutlich keinen Schaden zufügen, weil sie die Beleidigung nicht verstehen würde (oder, wie Besitzer einer Katze bestätigen können, nicht an unserer Meinung interessiert ist). Für die Katze hätte eine Beleidigung also keine wahrgenommenen unangenehmen Folgen und deshalb würde durch so eine Beleidigung nicht das wahrgenommene Wohlbefinden der Katze beeinträchtigt.

Ein weiteres Kriterium an Wohlbefinden, wie es Palmer versteht, ist, dass es als Wohlbefinden über die Zeit hinweg betrachtet wird. So beeinträchtigt Schmerz zwar immer das Wohlbefinden im Moment, was moralisch allerdings für Palmer zählt, ist das Wohlbefinden über längere Zeit hinweg. Es gibt Handlungen, denen ein Lebewesen ausgesetzt sein kann, die zwar im Moment Schmerzen verursachen aber langfristig gesehen für das Wohlbefinden des Lebewesens von Vorteil sind, zum Beispiel medizinische Eingriffe (vgl. ebd.: 20). Ein Eingriff, der einem Tier Schmerzen zufügt, langfristig gesehen aber positive Konsequenzen für das wahrgenommene Wohlbefinden dieses Tieres hat, ist nach dieser Ansicht nicht als Schaden für das Tier zu bewerten.

Zusammenfassend kann man bis hier also sagen, dass für Clare Palmer die Eigenschaft eines Tieres, ein wahrgenommenes Wohlbefinden zu haben, beziehungsweise empfindungsfähig zu sein, dieses Tier moralisch berücksichtigungswürdig macht (vgl. Palmer 2010: 11). Für moralische Akteure heißt das, dass sie das Wohlbefinden dieses Tieres bei ihren moralischen Überlegungen in Betracht ziehen sollen .

Eigenschaften von Tieren können für Clare Palmer verschiedene Funktionen erfüllen. Einerseits gibt es Schwelleneigenschaften, die ein Wesen besitzen muss, um moralisch überhaupt berücksichtigungswürdig zu sein. Wie bereits besprochen, ist das für Clare Palmer die Eigenschaft der Empfindungsfähigkeit (vgl. ebd.). Ist ein Wesen einmal moralisch berücksichtigungswürdig, dann heißt das, dass seine Interessen in Betracht gezogen werden sollen. Die Frage, *welche* Interessen das Wesen überhaupt hat, kann ebenfalls mithilfe der Eigenschaften des Lebewesens beantwortet werden. Also ist die zweite Funktion von Eigenschaften das Anzeigen von Interessen (vgl. ebd.: 45).

Eine Katze hat genauso wie ein Mensch (vermutlich) die Eigenschaft der Empfindungsfähigkeit, was ihr laut Clare Palmer zu moralischer Berücksichtigungswürdigkeit verhilft. Damit dient diese Eigenschaft als Schwelleneigenschaft. Ist diese Schwelle erst einmal erreicht, müssen wir die Interessen der Katze und des Menschen überhaupt erst einmal in Betracht ziehen. Die Frage, welche Interessen diese Katze hat, kann aber durch andere Eigenschaften bestimmt werden. Es ist plausibel, einem Menschen die Fähigkeit zuzusprechen, lesen und schreiben zu lernen und einer Katze diese Fähigkeit abzusprechen. Es liegen also bei (den meisten) Menschen und Katzen unterschiedliche Eigenschaften vor. Aufgrund dieser Eigenschaften macht es auch Sinn, einem Menschen ein Interesse an Schulbildung zu unterstellen, während das bei einer Katze wenig Sinn macht. Die Interessen in Betracht zu ziehen kann somit bei Menschen bedeuten, ihnen eine Schulbildung zu ermöglichen. Bei Katzen liegt dieses Interesse aufgrund ihrer individuellen Eigenschaf-

ten nicht vor, also werden auch keine Interessen verletzt, wenn einer Katze der Zugang zu einer Schulbildung verweigert wird.

Die nächste Frage ist, welche Wesen konkret die Schwelleneigenschaft der Empfindungsfähigkeit aufweisen, welche Wesen also in unseren moralischen Überlegungen eine Rolle spielen sollten. Clare Palmer nimmt für ihren Ansatz an, dass zumindest Säugetiere und Vögel Schmerzen empfinden (vgl. Palmer 2010: 15). Damit haben sie ein wahrgenommenes Wohlbefinden, sind also moralisch berücksichtigungswürdig. Sie schließt nicht aus, dass es noch andere Tiere gibt, die relevante Eigenschaften für moralische Berücksichtigungswürdigkeit aufweisen, etwa Fische und Reptilien, aber bei denen ist es wesentlich unsicherer (vgl. ebd.: 11).

3.2.4 Schädigungen und Hilfe

Die Begriffe „Schädigung“ und „Hilfe“⁶ sind wichtig, um über Pflichten im Sinne Palmers sprechen zu können. Palmer definiert Schädigung folgendermaßen:

"A harm is an action (or sustained series of actions) carried out by a moral agent or agents." (Palmer 2010: 23)

Eine Schädigung im Sinne Palmers muss also von einem moralischen Akteur⁷ ausgehen. Palmer fährt fort:

"A harm sets back the interests of an animal, where interests are understood in an experiential sense. [...] the use of the term "interests" is supposed to convey the sense that a harm must be something of experiential significance in intensity, over time, or both." (ebd.)

Eine Schädigung geht also gegen die erfahrbaren Interessen eines Tieres und muss intensiv genug sein oder über längere Zeit hinweg anhalten. Demnach würde Palmer es vermutlich nicht als Schädigung bezeichnen, wenn man einer Katze unabsichtlich kurz auf den Schwanz tritt, da die Intensität des Schmerzes vermutlich nicht besonders hoch ist und auch schnell wieder vorübergeht. Außerdem ist nicht anzunehmen, dass dadurch langfristige Schäden für die Katze entstehen. Würde man eine Katze aber über längere Zeit hinweg quälen, indem man zum Beispiel schmerzhaft Experimente mit ihr durchführt, würde das eine Schädigung darstellen.

Palmer stellt eine weitere Bedingung an ihren Schadensbegriff, wobei sie auf Feinberg (1992: 7) verweist.

⁶ Palmer spricht im Englischen von "harm" und "assistance".

"A counterfactual condition: the animal must be made worse off (in terms of its experiential interests and given a foreseeably normal course of subsequent events) on account of the action than it would have been had the agent or agents not acted in the way they did."
(Palmer 2010: 23)

Das betreffende Tier muss also durch die Tat des moralischen Akteurs im Bezug auf seine wahrgenommenen Interessen schlechter dran sein, als es ohne das Handeln des moralischen Akteurs wäre. Das gilt auch für den vorhersehbaren weiteren Verlauf.

Auch „Hilfe“ ist für Palmer eine Handlung, die von einem moralischen Akteur ausgeführt wurde. Im Gegensatz zur Definition von „Schaden“ ist „Hilfe“ eine Aktion, die das Wohlbefinden eines Tieres fördert und das Tier in einen besseren wahrgenommenen Zustand versetzt, als es ohne die Handlung voraussichtlich wäre (vgl. ebd.: 23).

Ein Beispiel für Hilfe in diesem Sinn wäre es etwa, einen verletzten Vogel gesund zu pflegen, der ohne menschliche Hilfe unter Schmerzen gestorben wäre. Die Handlung wird von einem Menschen, also einem moralischen Akteur ausgeführt, fördert das Wohlbefinden des Tieres, das sich nach der Behandlung sicher besser fühlt und versetzt das Tier in einen besseren Zustand, als es ohne die Handlung wäre, da es ohne die Hilfe einen schmerzhaften Tod erlitten hätte und durch die Handlung gesund weiterleben kann.

Bisher wurden die Begriffe der Eigenschaften von Tieren und ihren Funktionen als Schweleneigenschaften und interessenanzeigenden Eigenschaften geklärt. Es gibt laut Clare Palmer Tiere, deren Interessen wir in unsere moralischen Überlegungen miteinbeziehen müssen. Eine weitere Frage lautet nun, was das an uns als moralische Akteure für Anforderungen stellt. Es kann bedeuten, dass wir mit Tieren nicht machen können, was wir wollen, wenn es gegen die Interessen berücksichtigungswürdiger Wesen geht. Es kann aber auch bedeuten, dass wir aktiv Handlungen setzen müssen, um die Interessen solcher Lebewesen zu fördern. Um diese Frage zu beantworten, reicht es im Rahmen von Clare Palmers Ansatz aber noch nicht aus, nur über die Eigenschaften von Tieren zu sprechen, sondern es müssen auch unsere Beziehungen zu ihnen in Betracht gezogen werden (vgl. Palmer 2010: 44).

3.2.5 Die Rolle von Beziehungen (relations)

Neben den Eigenschaften von Tieren spielen für Clare Palmer (2010) auch Beziehungen eine wichtige Rolle, wobei aber wichtig ist, zu erklären, was das Wort „Beziehungen“ in ihrem Sinne überhaupt bedeutet. Eine moralisch relevante Beziehung ist für Clare Palmer nicht notwendigerweise eine gefühlte Beziehung. Was Palmer unter dem Begriff versteht,

ist vielmehr ein kausaler Zusammenhang zwischen moralischen Akteuren und berücksichtigungswürdigen Wesen (vgl. Palmer 2010: 48f.). Sie selbst bringt es folgendermaßen auf den Punkt:

"I intend 'relation' in this context also to include *having an effect, potentially having an effect, or having had an effect* on another, or the *existence of an interaction* between one being and another, such that the effect or interaction makes a difference in states of affairs." (Palmer 2010: 48)

Beziehungen solcher Art begründen spezielle Pflichten, die moralische Akteure gegenüber den Wesen haben, zu denen solche Beziehungen bestehen (vgl. Palmer 2010: 69).

Eine Art Beziehung, die für Clare Palmer besondere Pflichten hervorrufen kann, ist die Existenz von vergangenen Schädigungen (vgl. Palmer 2012). Zumindest im menschlichen Fall gibt es die Idee von Reparationen. Diese sollen auf irgendeine Weise eine unrechte Schädigung in der Vergangenheit wieder gut machen (vgl. Palmer 2010: 97; vgl. Palmer 2012). Wichtige Punkte, die zur Idee von Reparationen gehören, sind das Erkennen einer Schädigung, die Annahme von Verantwortung dafür und das Zugeständnis einer moralischen Pflicht, dafür irgendeine Art von Wiedergutmachung zu leisten (vgl. Palmer 2012: 203; vgl. Palmer 2010: 97). Wenn man beispielsweise ein Tier mit dem Auto anfährt und es verletzt auf der Straße liegt, hat man dem Tier geschadet. Die Forderung nach irgendeiner Art von Wiedergutmachung kann bedeuten, dass man die Pflicht hat, diesem Tier zu helfen, indem man etwa eine Tierärztin verständigt (und bezahlt), die dem Tier helfen kann, wieder gesund zu werden. Eine schwächere Variante wäre die Pflicht, dem Tier einen schnellen Tod zu verschaffen und unnötiges Leid zu verhindern, indem man vielleicht einen Jäger informiert.

Im Fall des angefahrenen Tieres kann man noch einigermaßen klar sagen, wer daran Schuld hat. Das ist aber nicht bei allen Schädigungen so klar, beziehungsweise ist es möglich, dass die Schuldigen nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden können. Es gibt Fälle, in denen die Schuldigen nicht mehr leben oder nicht auffindbar sind. Clare Palmer meint, dass auch Menschen, die von der Schädigung profitiert haben ohne direkt daran beteiligt gewesen zu sein, eine Verantwortung zu einer Art von Wiedergutmachung haben können (vgl. Palmer 2012: 203f.). Dies wirft zwar einige Probleme auf, aber immerhin findet Clare Palmer es plausibel, Begünstigten zumindest Wiedergutmachungen abzuverlangen, die keine großen Kosten beinhalten (vgl. ebd.: 215f.).

Eine weitere Beziehung, die für besondere Pflichten sorgen kann, ist das Erschaffen abhängiger und schutzbedürftiger Wesen. Wo moralische Akteure dafür gesorgt haben, dass Wesen von ihnen abhängig und besonders schutzbedürftig sind, entstehen besondere

Pflichten diesen Wesen gegenüber (vgl. Palmer 2010: 93). Ein Paradebeispiel dafür innerhalb der menschlichen Gesellschaft ist, Kinder zur Welt zu bringen. Diese Kinder sind für die ersten Jahre ihres Lebens abhängig von ihren Eltern und brauchen Fürsorge und Schutz, um überleben zu können. Selbstverständlich sind sie auch empfindungsfähig. Mit der Entscheidung, solche Wesen in die Welt zu setzen, nehmen Eltern bewusst die Verantwortung an, für diese zu sorgen (vgl. ebd.: 94; vgl. Palmer 2010a: 109).

Clare Palmer argumentiert, dass bei der Domestikation von Tieren etwas ähnliches passiert. Es werden Wesen erschaffen, die von Menschen abhängig und besonders schutzbedürftig sind. In gewisser Hinsicht geht das Erschaffen von domestizierten Wesen sogar noch weiter. Die erschaffenen Wesen sind durch selektive Züchtung und Anpassung an unsere Ansprüche oft sogar bewusst von uns abhängig gemacht worden, etwa im Fall von Nutztieren, die sogar, wenn man sie frei lassen würde, nicht mehr für sich selbst sorgen könnten. Oft werden Tiere auch so gezüchtet, dass sie besonders verletzlich sind, wie zum Beispiel Laborratten, die besonders anfällig für bestimmte Krankheiten wie etwa Krebs sind. Während die Abhängigkeit von menschlichen Kindern normalerweise vorübergeht, wenn sie erwachsen werden, ist die Abhängigkeit domestizierter Tiere dagegen dauerhaft und Teil ihrer Natur (vgl. Palmer 2010: 91ff.).

3.2.6 Wilde und domestizierte Tiere

Wenn man über die verschiedenen Beziehungen von Tieren zu uns Menschen spricht, kann man grob zwischen wilden Tieren und domestizierten Tieren unterscheiden. Wildnis und Domestikation sind für Clare Palmer (2010) zwei Enden eines Spektrums, die sich gegenüberstehen, das heißt, Tiere müssen (oder können) nicht eindeutig in eine der beiden Kategorien eingeordnet werden, sondern können mehr oder weniger wild sein (vgl. Palmer 2010: 64).

Palmer nennt drei Aspekte, die Wildnis ausmachen (vgl. Palmer 2010: 64):

- „Örtliche Wildnis“ betrifft den Lebensraum von Tieren, der sich mehr oder weniger mit der menschlichen Zivilisation überschneidet.
- „Dispositionale Wildnis“ betrifft das Verhalten von Tieren gegenüber Menschen. Je ängstlicher oder aggressiver sich ein Tier Menschen gegenüber verhält, desto wilder ist es in dieser Hinsicht. Tiere, die in diesem Sinne nicht wild sind, kann man als „zähm“ bezeichnen.

- „Konstitutive Wildnis“ betrifft den Einfluss von Menschen auf die Eigenschaften von Tieren. Tiere, die bewusst von Menschen verändert wurden, etwa durch selektives Züchten oder Gentechnik, sind in diesem Sinne nicht wild.

Tiere können in allen drei Aspekten unterschiedlich wild sein, was Clare Palmer aber und „vollständig wilden“ Tieren versteht, sind Tiere, die sowohl örtlich als auch konstitutiv wild sind. Mit anderen Worten sind das Tiere, die nicht in der Nähe von Menschen leben und nicht von Menschen gezüchtet wurden. „Domestizierte“ Tiere versteht sie als Tiere, die von Menschen bewusst gezüchtet wurden. Es gibt viele Tiere, die weder vollständig wild sind, noch domestiziert. Solche Tiere befinden sich in der sogenannten „Kontaktzone“ (vgl. ebd.: 64-66).

3.2.7 Die "laissez-faire-intuition" (LFI)

Der Kern von Clare Palmers tierethischem Ansatz ist etwas, das sie als "laissez-faire-Intuition" (LFI) bezeichnet. Dieser Intuition zufolge, die Palmer vielen Menschen unterstellt, haben wir domestizierten Tieren gegenüber größere Pflichten als wilden Tieren gegenüber (vgl. Palmer 2010: 2f.). Um zu beschreiben, welche Pflichten wir welchen Tieren gegenüber haben, ist es sinnvoll, von „positiven und negativen Pflichten“ zu sprechen. Negative Pflichten sind Pflichten, etwas nicht zu tun, eine Handlung also zu unterlassen. Positive Pflichten sind hingegen Pflichten, auf eine bestimmte Weise zu handeln (vgl. Palmer 2010: 67). Nun haben wir laut Clare Palmers LFI immer negative Pflichten, berücksichtigungswürdigen Tieren nicht zu schaden, das leitet sich aus deren Berücksichtigungswürdigkeit, also aus ihren Eigenschaften ab. Positive Pflichten hängen allerdings von den Beziehungen ab, die Tiere zu Menschen haben (vgl. ebd.: 69). Palmer nennt drei verschiedene Arten der LFI, die sich im Bezug auf Hilfe in der Wildnis unterscheiden. Allen dreien ist gemeinsam, dass es die negative Pflicht gibt, wilden Tieren keinen Schaden zuzufügen (vgl. Palmer 2010: 68):

- Die „starke LFI“ verbietet Hilfe in der Wildnis komplett und fordert, wilde Tiere alleine zu lassen.
- Laut der „schwachen LFI“ gibt es zwar keine Pflichten, wilden Tieren zu helfen, es ist allerdings auch nicht verboten, ihnen zu helfen.
- Die „no-contact LFI“, die Palmers präferierte Version zu sein scheint, nimmt wie die anderen Formen zunächst keine positiven Pflichten wilden Tieren gegenüber an, allerdings ist es erlaubt, ihnen zu helfen und in manchen Fällen kann es dazu kommen, dass positive Pflichten generiert werden.

Im Fall domestizierter Tiere bestehen für alle drei Formen zumindest irgendwelche positiven Pflichten, den Tieren zu helfen (vgl. ebd.).

An dieser Theorie ist besonders, dass sie zwei wichtige Unterscheidungen trifft. Einerseits unterscheidet sie zwischen Schädigung und unterlassener Hilfe. Es ist nicht das selbe, einem Lebewesen aktiv Schaden zuzufügen und passiv Schaden zuzulassen (vgl. ebd.: 69). Andererseits kann es Unterschiede geben zwischen Tieren mit relevanten ähnlichen Eigenschaften. Das heißt, Tiere, die ähnliche relevante Eigenschaften aufweisen, und demnach in streng kapazitätsorientierten Theorien auch diesen Eigenschaften entsprechend ähnlich behandelt werden müssen, können in dieser Theorie unterschiedlich behandelt werden (vgl. ebd.: 69).

Der Unterschied zwischen Schaden und unterlassener Hilfe zeigt sich darin, dass wir wilden Tieren gegenüber zwar die Pflicht haben, ihnen aktiv keinen Schaden zuzufügen, wir allerdings keine Pflicht haben, Schaden zu verhindern, der ihnen widerfährt, wenn wir nicht handeln. Es besteht also ein Unterschied darin, ob ein Tier leidet, weil wir aktiv etwas getan haben, oder ob es leidet, weil wir ein Eingreifen unterlassen haben (vgl. ebd.). Zum Beispiel wäre es verwerflich, einem wilden Tier Schmerzen zu verursachen, indem man eine Falle aufstellt, in der das Tier langsam qualvoll stirbt, es wäre aber nichts falsch daran, das Tier qualvoll sterben zu lassen, wenn es auf natürliche Art, also ohne Einfluss von Menschen, verletzt wurde. In beiden Fällen entsteht (angenommen) die gleiche Menge an Schmerzen, es macht aber einen Unterschied, ob diese Schmerzen von uns als moralischen Akteuren verursacht wurden.

In einem paper (Palmer 2013) sagt Clare Palmer im Bezug auf Schädigungen und Hilfe in der Wildnis, dass es nicht in unserer Verantwortung liegt, was mit wilden Tieren ohne unser Eingreifen passiert:

"On this contextual view, then, in contrast to the capacity-oriented one outlined earlier, while we should not intentionally harm wild animals without good reason, if we haven't caused their vulnerability, we don't have any special obligation to assist them. What happens to them is *not our moral business*." (Palmer 2013: 29)

Der Unterschied, den Palmer zwischen Tieren mit ähnlichen Eigenschaften zulässt, zeigt sich darin, dass man domestizierten Tieren gegenüber gewisse Pflichten hat, die man wilden Tieren gegenüber nicht hat, auch wenn diese ähnliche relevante Eigenschaften, wie etwa Schmerzempfinden, haben. Diese Pflichten sind positive Pflichten. Sie bestehen Tieren gegenüber, denen gegenüber wir spezielle Beziehungen haben. Gegenüber Tieren, zu denen keine solchen Beziehungen bestehen, gibt es nur negative Pflichten (vgl. Palmer 2010: 77ff.). Die Besitzerin einer Katze hat beispielsweise die Pflicht, für die Katze zu sor-

gen, sie bei Bedarf zu einer Tierärztin zu bringen und zu verhindern, dass sie verhungert, während so eine Pflicht einer Wildkatze gegenüber nicht besteht, die die gleichen relevanten Eigenschaft aufweist.

3.2.8 Clare Palmer als Zusatz zu einer kapazitätsorientierten Theorie

Nachdem in der vorliegenden Arbeit diskutiert werden soll, welche Antworten Clare Palmer geben kann, die ein kapazitätsorientierter Ansatz nicht geben kann, zahlt es sich aus, den Unterschied von Clare Palmers Ansatz zu einem solchen Ansatz noch einmal genauer hervorzuheben.

Eine wichtige Unterscheidung, die bei dieser Abgrenzung sehr nützlich ist, stammt von Todd May (2014). Dieser identifiziert zwei unterschiedliche Begründungsformen für moralische Obligationen, nämlich Begründungen, die von Kapazitäten ausgehen und Begründungen, die von Relationen ausgehen. Er nennt diese "capacity based reasons" (CBRs) und "relation based reasons" (RBRs). Er selbst beschreibt diese so:

"A capacity-based reason, or CBR, is a reason one has to treat a being with moral regard in virtue of the capacities possessed by that other being. The two most common proposed capacities are those for sentience and self-consciousness; [...]" (May 2014: 156)

"A relation-based reason, or RBR, is an obligation based on membership of some form or another in a particular moral community or having a relevant relation to that moral community." (ebd.)

Moralische Individualisten, wie Peter Singer, begründen moralische Obligationen hauptsächlich über CBRs, während relationalistische Ansätze sich (auch) auf RBRs stützen (vgl. ebd.). Bei den relationalistischen Ansätzen unterscheidet May grob zwischen "Wittgensteinian relationalism" und "assistance relationalism", wobei letzterer etwas näher bei Moralischem Individualismus ist. In der Kategorie des "assistance relationalism" verortet May auch Clare Palmer (vgl. ebd.). Er macht deutlich, dass sich diese nicht nur bei RBRs bedient, wie vielleicht aufgrund ihrer Einordnung in die Gruppe des Relationalismus vermutet werden könnte, sondern auch CBRs als Begründung für moralische Obligationen heranzieht. Als "assistance relationalist" gibt es für Clare Palmer negative Pflichten, die durch CBRs begründet werden und positive Pflichten, die durch RBRs begründet werden (vgl. ebd.: 159).

Clare Palmer sagt selbst, dass ihr Ansatz gewissermaßen als ein "add-on" zu einem Tierrechtsansatz gesehen werden kann (vgl. Palmer 2010: 39). Tierrechtsansätze zählt Clare Palmer neben utilitaristischen Ansätzen zu den kapazitätsorientierten Ansätzen (vgl. ebd.:

44). Clare Palmer als Zusatz zu einer kapazitätsorientierten Theorie zu sehen kann auch über die oben genannte Einteilung in CBRs und RBRs gut begründet werden. Das "add-on", das Clare Palmer hier meint, besteht vermutlich darin, dass zu den Kapazitäten als Begründung moralischer Pflichten weitere Begründungen dazu kommen, nämlich Relationen. Das folgende Zitat von Clare Palmer spricht für diese Interpretation:

"[...] capacity orientation alone gives an incomplete picture of our ethical responsibilities toward animals. I will argue that, alongside capacities, we also need to pay attention to *relational* features of our contact with animals." (Palmer 2010: 44)

Man kann den Unterschied zwischen Clare Palmer und rein kapazitätsorientierten Ansätzen allerdings auch so betrachten, dass etwas weggenommen wird, nämlich positive Pflichten bestimmten Tieren gegenüber. Die Unterscheidung zwischen positiven und negativen Pflichten ist sehr wichtig, besonders wenn es darum geht, Clare Palmers Ansatz von einem utilitaristischen Ansatz wie dem von Peter Singer abzugrenzen. Daher, und weil es später genau um diese Abgrenzung geht, soll dieses Konzept und der Zusammenhang mit Kapazitäten und Relationen noch einmal deutlich hervorgehoben werden.

In vielen Punkten geht Clare Palmer (2010) in einer Linie mit einem kapazitätsorientierten Ansatz. Der moralische Status eines Wesens geht aus seinen individuellen Kapazitäten hervor. Genauso bestimmen Kapazitäten die Interessen, die einem Wesen zugeschrieben werden können (vgl. Palmer 2010: 45). Man kann sagen, dass negative Pflichten allein von Kapazitäten bestimmt werden. Man braucht keine besonderer Beziehungen, um negative Pflichten zu haben, also Pflichten, bestimmte Handlungen zu unterlassen. Wie Clare Palmer sagt, haben wir allen moralisch berücksichtigungswürdigen Wesen *prima facie* die Pflicht, ihnen nicht zu schaden (vgl. ebd.: 68). Positive Pflichten, also Handlungspflichten, entstehen allerdings erst durch Relationen. Wir müssen anderen Wesen nur dann aktiv helfen, wenn uns bestimmte Relationen dazu veranlassen (vgl. ebd.: 31). Im Utilitarismus bestehen aber sowohl positive als auch negative Pflichten allen moralisch berücksichtigungswürdigen Wesen gegenüber. Wenn nur das Gesamtergebn in Hinsicht auf die Summe von befriedigten Präferenzen zählt, dann macht es keinen Unterschied, ob man einem Lebewesen schadet oder unterlässt, ihm zu helfen. Utilitaristen geht es darum, die bestmöglichen Folgen zu generieren. Wenn also Schmerz verhindert werden kann (ohne im Zuge dessen für größere Leiden zu sorgen), dann sollte dieser verhindert werden, weil der Zustand der Welt ohne diesen Schmerz besser wäre (vgl. ebd.: 69).

Das ist bei Palmers Theorie nicht so. Es gibt, wie oben besprochen, einen Unterschied zwischen Schaden und unterlassener Hilfe. Wir haben keine positiven Pflichten wilden Tieren gegenüber und es ist nichts unrecht daran, leidende wilde Tiere ihrem Schicksal zu

überlassen und nicht zu unterstützen, wenn ihr Leiden nicht von Menschen verursacht wurde. Es fällt schlicht nicht in unsere moralische Verantwortung. Das heißt auch, dass wir laut Palmer nicht immer nach dem besten Zustand streben müssen (vgl. ebd., vgl. Palmer 2013: 29).

Man könnte, wenn man Clare Palmers Ansatz einem utilitaristischen Ansatz gegenüberstellt, sagen, dass im Vergleich zu einer solchen Theorie zwar die negativen Pflichten erhalten bleiben, die positiven Pflichten aber eingeschränkt werden. Es kommen keine neuen Pflichten dazu, es werden nur positive Pflichten gegenüber Wesen weggenommen, zu denen keine relevanten Beziehungen bestehen. Der „Zusatz“ der Relationen als Begründung positiver Pflichten generiert im Vergleich zum Utilitarismus keine neuen Pflichten, weil diese positiven Pflichten im Utilitarismus schon vorhanden waren, ohne eine weitere Begründung als Kapazitäten zu benötigen. In anderen Worten kann man sagen, dass Clare Palmer zunächst jegliche positiven Pflichten wegnimmt, um sie dann über spezielle, durch Relationen hervorgerufene Obligationen, teilweise wieder einzuführen, aber nur für die Wesen, zu denen spezielle Relationen bestehen.

Das ist eine mögliche Antwort auf ein Problem des Utilitarismus, nämlich dass er uns zu viel abverlangt. Wenn man die Forderung wirklich konsequent ernst nehmen würde, dass man stets den bestmöglichen Zustand anstreben soll, dann wäre man als moralisch handelnder Akteur dazu verpflichtet, ständig auf der Suche nach Wesen zu sein, denen man helfen kann. Dagegen würden nur die Interessen des Akteurs sprechen, der große Mühen auf sich nehmen muss. Der objektive Standpunkt Peter Singers verbietet es aber, seine eigenen Interessen in den Vordergrund zu stellen, weil man so nicht mehr alle Interessen gleich behandelt, sondern die eigenen Interessen vorzieht (vgl. Singer 2013: 39).

Somit gibt es bei Clare Palmer zwar eine Einschränkung positiver Pflichten im Vergleich zum Utilitarismus, aber die Pflichten, die nach ihrem Ansatz erhalten bleiben, wirken angesichts der potenziell aus dem Utilitarismus heraus entstehenden umfassenden Verpflichtungen plausibler und realistischer erfüllbar.

3.2.9 Einwände gegen Clare Palmers Ansatz

Clare Palmer (2010) nennt auch andere gebräuchliche Antworten auf das Problem des Utilitarismus, dass er zu viel von uns abverlangt. Oft gibt es bei konsequentialistischen Theorien Zusätze, die das Eingreifen in der Wildnis einschränken, beispielsweise weil wir damit mehr Schaden als Nutzen anrichten oder nicht genau wissen, was die Folgen unserer Handlungen in der Wildnis sind. Solche Argumente hängen aber davon ab, dass es solche

Einschränkungen gibt. Ohne diese Einschränkungen hätten wir - dem Utilitarismus streng folgend - Pflichten, in der Wildnis einzugreifen um Leiden zu verhindern (vgl. Palmer 2010: 78). Palmer entgegnet dieser Sicht, dass wir oft sehr wohl ganz gut abschätzen können, was die Folgen unserer Handlungen sind und diese Folgen auch mit ausreichender Sicherheit das Leiden in der Welt verringern würden (vgl. Palmer 2010a: 116ff.). Clare Palmers Ablehnung von positiven Pflichten in der Wildnis orientiert sich nicht an den möglichen (nicht abschätzbaren) Folgen von einem Eingreifen in der Wildnis, sondern sie sagt, dass solche Pflichten ganz einfach nicht existieren, wenn sie nicht durch spezielle Relationen generiert werden (vgl. Palmer 2010: 31).

Joel MacClellan (2013) greift Clare Palmer unter anderem in diesem Punkt an und kritisiert Palmers Erlaubnis, in der Wildnis einzugreifen, wobei er sich auf einen Artikel von Clare Palmer (2013) bezieht. Laut ihm löst Clare Palmer zwar das Problem des Utilitarismus, dass er zu viel von uns fordert, allerdings verbietet sie Eingriffe in der Wildnis auch nicht. Wenn wir mit Eingriffen in der Wildnis einen alles in allem besseren Zustand hervorrufen können, könnten Menschen, die so gut wie möglich handeln wollen, entscheiden, die Wildnis so umzugestalten, dass weniger Leid entsteht. Clare Palmer argumentiert nicht für ein allgemeines Verbot, in der Wildnis einzugreifen. Es gibt nur fehlende positive Pflichten. Wir müssen wilden Tieren nicht helfen, aber wir dürfen. Es spricht aber nichts dagegen, über die eigenen moralischen Obligationen hinaus zu handeln und noch mehr gutes zu tun, wenn man das möchte. Dies könnte sogar zu groß-angelegten Aktionen führen, bei denen beispielsweise Raubtierspezies ausgerottet und durch pflanzenfressende Spezies ersetzt werden, weil dadurch alles in allem weniger Leid zu erwarten wäre. Solche Folgen sind für MacClellan verwerflich und deuten auf ein Problem in der Theorie hin. Den Grund für dieses Problem sieht er darin, dass sowohl Utilitaristen als auch für Clare Palmer sich allein auf Wohlbefinden als Maßstab für moralische Handlungen konzentrieren. (vgl. MacClellan 2013).

Aus einer Stelle im paper Clare Palmers lassen sich verschiedene Antworten auf dieses von MacClellan aufgeworfene Problem herauslesen:

"An implication of this contextual view is that—unlike on the kind of consequentialist view I outlined earlier—there would be no reason to aim to reduce the amount of suffering in nature by managing or shaping nature differently, assuming we could do so successfully. A contextual view alone wouldn't *forbid* doing this (though there might be *other* good reasons not to do it) but it's not morally required, nor even morally desirable, on this view, to make wild nature a less painful place." (Palmer 2013: 30)

Eine große Einschränkung für Intervention in der Wildnis, ist, dass man wissen sollte, was man tut, wie in der Stelle "assuming we could do so successfully" impliziert ist. Vielleicht ist das überhaupt nur sehr selten oder auch gar nie der Fall, wenn es um Eingreifen in vollständiger Wildnis geht. Weiters schließt Clare Palmer nicht aus, dass es andere Gründe dafür geben könnte, so eine Intervention zu verbieten, wenn sie sagt "there might be *other* good reasons not to do it". MacClellans Bedenken könnten also zu diesen anderen Gründen zählen. Eine weitere Möglichkeit ist zu sagen, dass eine Welt ohne Raubtiere vielleicht tatsächlich eine bessere Welt ist. MacClellans Einwand muss überhaupt kein Problem für eine Theorie sein, wenn man seiner Ablehnung dieser Folgen einfach nicht zustimmt. Dass auch diese Ansicht denkbar ist, ist daran ersichtlich, dass es auch Philosophen und Philosophinnen gibt, die Clare Palmer genau deshalb kritisieren, weil sie keine Pflichten wilden Tieren gegenüber annimmt (vgl. Faria 2015; vgl. Tomasik 2015).

Eine mögliche konsequentialistische Alternative für große Teile von Clare Palmers Theorie, die nicht direkt Relationen benötigt, ist ein sogenannter Praxis-Konsequentialismus, wie ihn Robin Attfield beschreibt. Clare Palmer fasst dessen Theorie in einem paper (Palmer 2010a) zusammen und nennt einige Probleme, die sie damit hat. Im Praxis-Konsequentialismus werden nicht die Folgen jeder einzelnen Handlung individuell abgewogen, sondern es werden Praktiken identifiziert, die im Allgemeinen die besten Folgen nach sich ziehen. Diese Praktiken sollen dann angewendet werden. Man muss sich also nicht in jeder Situation darüber Gedanken machen, welche Handlung in genau dieser Situation die besten Folgen nach sich zieht, sondern kann sich auf Praktiken beziehen, die das allgemein tun (vgl. Attfield 2010; vgl. Palmer 2010a). Das ermöglicht es einem Praxis-Konsequentialisten zu sagen, dass die Praxis des Eingreifens in der Wildnis im Allgemeinen eher zu einer Verschlechterung der Situation als zu einer Verbesserung führt und es daher eine bessere Praxis wäre, Einmischung in der Wildnis zu unterlassen. Domestizierten Tieren gegenüber ist es aber eine gute Praxis, ihnen Unterstützung zu geben, da die Vernachlässigung von domestizierten Tieren allgemein zu großem Leid führen würde (vgl. Attfield 2010; vgl. Palmer 2010a). Ein Problem, das Palmer damit hat, ist, dass es bezüglich der Hilfe wilden Tieren gegenüber nicht offensichtlich ist, dass Nichteinmischung in der Wildnis (immer) die beste Praxis ist, um in Summe die besseren Folgen zu erzeugen. In einigen Fällen ist das zumindest eine offene Frage (vgl. Palmer 2010a: 116f.).

Einen großen Unterschied zwischen konsequentialistischen Ansätzen wie dem von Attfield oder auch Peter Singer und ihrem eigenen Ansatz sieht Clare Palmer darin, dass konsequentialistische Ansätze keine auf die Vergangenheit bezogenen Gründe für Handlungen zulassen. Spezielle Relationen, wie das in die Welt setzen von abhängigen Wesen, sind

aber solche auf die Vergangenheit bezogene Gründe. Gäbe es solche Gründe nicht und würden wir nur darauf achten, welche Handlungen die besten Folgen für alle betroffenen Wesen haben, so würde das zu intuitiv eigenartig wirkenden Folgen führen. Es wären beispielsweise die Pflichten hungrigen Mäusen gegenüber, die in unser Haus eingedrungen sind und unseren hungrigen Haustieren gegenüber, die wir bewusst ins Haus geholt und eingesperrt haben, gleich groß. Es gäbe also keine gültige Begründung dafür, Haustiere zu füttern aber Mäuse verhungern zu lassen (vgl. Palmer 2010a, S.117f.).

Weber (2015) wendet gegen Clare Palmers Ansatz ein, dass die Pflichten, die sie nennt, zu umfassend sind. In Clare Palmers Theorie gibt es die Möglichkeit, über indirekte Relationen zu positiven Pflichten zu gelangen, wie etwa über die Relation, dass man als Mitglied der menschlichen Gemeinschaft indirekt von der Praxis der Haltung von Haustieren profitiert, selbst wenn man selbst keine Haustiere hat. Dies könnte laut Clare Palmer positive Pflichten generieren (vgl. Palmer 2010: 106ff.). Weber allerdings will nur solche Pflichten zugestehen, die direkt freiwillig angenommen wurden oder durch die willentliche Annahme spezieller Rollen oder Vorteile generiert werden (vgl. Weber 2015).

Eine Antwort, die Clare Palmer (2015a) darauf gibt, ist die, dass viele indirekte Pflichten, die wir Tieren gegenüber haben können und die Weber für zu umfassend hält, eher auf einer politischen Ebene betrachtet werden können. Beispielsweise haben wir indirekt erworbene Pflichten Eisbären gegenüber, die vom Klimawandel betroffen sind. Im Gegensatz zu Haustieren, denen wir direkt helfen können (und sollten), sind Eisbären zu weit entfernt und man kann als Einzelperson recht wenig für sie tun. Man kann sich allerdings politisch für diese Eisbären einsetzen und so seine Pflicht ihnen gegenüber erfüllen (vgl. Palmer 2015a: 702). Weiters sind Pflichten nicht auf alle beteiligten gleich aufgeteilt. Jemand, der Katzen züchtet, hat größere Pflichten diesen Katzen gegenüber, als jemand, der nur indirekt von der Haltung von Haustieren profitiert. Aber Palmer würde dieser Person dennoch kleinere Pflichten zuschreiben, wenn sie solche Katzen in einer Mülltonne findet. Es könnte etwa die Pflicht bestehen, jemanden zu verständigen, der sich um die Katzen kümmert oder zumindest dafür sorgt, dass sie einen schmerzlosen Tod bekommen (vgl. Palmer 2015a: 701).

Bernard Rollin (2015) lobt in einer Rezension zu Palmers Buch "Animal Ethics in Context" (2010) zwar Clare Palmers Beitrag zur modernen Tierethik, allerdings hat er Zweifel an der von ihr genannten "laissez-faire-intuition". Ihm zufolge entsteht der Unterschied in der moralischen Intuition domestizierten und wilden Tieren gegenüber nicht unbedingt aus den Beziehungen ihnen gegenüber, sondern möglicherweise einfach daraus, dass wir in Fällen von domestizierten Tieren viel besser wissen, was wir überhaupt tun können, um ihnen zu

helfen. Er nennt Palmers Beispiel von verhungerten domestizierten Pferden und wilden Gnus, wo ihm zufolge die fehlenden Pflichten, Gnus zu helfen, eher dadurch erklärt werden können, dass wir gar nicht wissen, wie wir ihnen überhaupt helfen sollen, während wir bei den domestizierten Pferden genau wissen, wie wir ihnen helfen können, nämlich irgendeiner Organisation, die Spenden annimmt, Geld, Heu oder Getreide geben (vgl. Rollin 2015). Dieses Beispiel wirkt aber eher schlecht durchdacht, weil die Existenz solcher Organisationen für Pferde und deren Abwesenheit im Fall der Gnus ganz gut über Palmers LFI erklärt werden kann. Außerdem geht es im Beispiel der verhungerten Pferde, das Palmer in ihrem Buch (2010) nennt, um die Verantwortung der Pferdehalter, die für ihre Situation verantwortlich sind und nicht (primär) um die Verantwortung anderer Menschen, die damit nur indirekt zu tun haben. Rollin nennt noch weitere Beispiele, die dagegen sprechen, dass unsere Intuition, ob Hilfe für Tiere gefordert ist, von Überlegungen über deren Beziehungen zu Menschen abhängt. Eines davon ist die Hilfe für gestrandete Wale (vgl. Rollin 2015). Das hebt Clare Palmers Theorie aber nicht aus, einerseits weil die LFI laut Palmer nur „weit verbreitet“ ist (vgl. Palmer 2010: 2), was nicht heißt, dass sie von allen Menschen vertreten wird und es nicht auch andere Beweggründe für menschliches Verhalten geben kann. Andererseits ist es auch möglich, zuzugestehen, dass es gute Gründe dafür gibt, Tieren in Not zu helfen, ohne so eine Hilfe als moralisch verpflichtend anzusehen, wie Palmer am Beispiel eines verletzten Eichhörnchens illustriert (vgl. Palmer 2010: 148ff.).

4. Eintagsküken im Kontext: Was bringt ihnen Clare Palmer?

4.1 Die Fragestellung

In diesem Teil der vorliegenden Arbeit sollen die Antworten von kapazitätsorientierten Ansätzen zum Umgang mit männlichen Legehennenküken mit den Antworten verglichen werden, die Clare Palmer geben könnte. So soll der Frage nachgegangen werden, ob bei Clare Palmer Begründungen für eine Aufzucht von männlichen Küken gefunden werden können, die ein rein kapazitätsorientierter Ansatz wie der von Peter Singer nicht liefern kann.

4.2 Die Suche nach Antworten

4.2.1 Annahmen

Es werden an dieser Stelle Annahmen getroffen, die im Folgenden die Argumentation sowohl sprachlich als auch argumentativ vereinfachen sollen:

Erste Annahme:

Es gibt genau zwei Varianten, wie mit den männlichen Küken vorgegangen wird, die mit „Variante (a)“ und „Variante (b)“ bezeichnet werden:

Variante (a) ist die oben beschriebene konventionelle Variante. Hier werden die Küken direkt nach ihrem Schlupf getötet. Dabei wird angenommen, dass die Tötung auf die schonendste Weise vollzogen wird, im Bruchteil einer Sekunde vorüber ist und die Küken dabei keine großen Leiden erleben. Variante (b) ist die oben beschriebene Bio-Variante. Die männlichen Küken werden dabei nach dem Schlupf und dem Sexing zu Aufzuchtbetrieben gebracht, wo sie ein Leben von etwa (mindestens) 10 Wochen haben und gemästet werden. Es wird in dieser Zeit nach bestem Gewissen für das Wohlbefinden der Tiere gesorgt. Anschließend werden sie geschlachtet und zu Fleisch verarbeitet. (vgl. Transkript 2018a-m)

Diese Annahme hilft bei der Argumentation insofern, als von hier an klar ist, was genau unter den beiden Varianten zu verstehen ist und schließt alternative Lösungen für das Problem aus, wie etwa frühe Geschlechtserkennung im Ei oder die allgemeine Einstellung von Eierproduktion. Das soll nicht bedeuten, dass diese Lösungen nicht zu befürworten sind, sondern lediglich, dass sie hier nicht in Betracht gezogen werden.

Zweite Annahme:

Hühner sind empfindungsfähige Wesen. Ohne diese Annahme macht es keinen Sinn, den Umgang mit ihnen im Rahmen von Clare Palmers oder Peter Singers Theorie zu diskutieren. Clare Palmer selbst nimmt das für Vögel und Säugetiere an (vgl. Palmer 2010: 15) und da Hühner Vögel sind, sind sie in dieser Annahme mit eingeschlossen.

4.2.2 Kapazitäten - moralischer Status - negative Pflichten

Bevor untersucht wird, welche möglichen zusätzlichen Argumente Clare Palmers Ansatz im Vergleich zu kapazitätsorientierten Ansätzen liefern kann, soll an dieser Stelle kurz umrissen werden, was eine mögliche kapazitätsorientierte Antwort auf die Frage des Umgangs mit männlichen Legehennenküken sein könnte. Genau genommen wird Peter Singer als Stellvertreter kapazitätsorientierter Theorien herangezogen.

Bevor man über irgendwelche Pflichten sprechen kann, ist es sowohl für kapazitätsorientierte Ansätze wie auch für Clare Palmers Ansatz wichtig zu klären, ob die betreffenden Tiere überhaupt moralisch berücksichtigungswürdig sind. Das ist sowohl für Clare Palmer als auch für Peter Singer aufgrund ihrer Empfindungsfähigkeit der Fall. (vgl. Palmer 2010: 11; vgl. Singer 2013: 101f.)

Ein rein kapazitätsorientierter, utilitaristischer Ansatz wie der von Peter Singer würde untersuchen, welche relevanten angenehmen und unangenehmen Zustände die Tiere bei beiden Varianten jeweils haben und die Variante für besser erklären, bei der das Verhältnis zwischen unangenehmen und angenehmen Zuständen günstiger ist. Dabei geht es aber nicht nur um die relevanten Präferenzen der Küken selbst, sondern auch um die Präferenzen anderer Wesen, auch von Menschen. Das kann zum Beispiel die Präferenz der Eierproduzenten sein, nicht für die Küken sorgen zu müssen und möglichst viel Profit aus der Produktion zu schlagen oder die Präferenz der Konsumenten, billige Eier zu kaufen. Dabei sollte aber erwähnt werden, dass Peter Singers Prinzip der gleichen Interessenabwägung es nicht gestattet, größere Interessen für kleinere Interessen zu opfern (vgl. Singer 2013: 108). Ein Interesse der Küken, nicht leiden zu müssen, wird vermutlich mehr Gewicht haben, als die eben genannten Interessen der beteiligten Menschen. Welche Punkte im Umgang mit Küken könnten für einen Präferenz-Utilitaristen also wichtig sein um die verschiedenen Varianten zu vergleichen?

Von der Brut bis zur Geschlechtsbestimmung gleichen sich beide Varianten. Das Geschlecht muss sowieso bestimmt werden, da die Küken auch bei Variante (b) nach Ge-

schlechtern getrennt und zu unterschiedlichen Betrieben geliefert werden (vgl. Transkript 2018g/h).

Dann findet bei Variante (a) die Tötung statt, dabei könnten Angst und Schmerzen auftreten, diese sollten aufgrund des schnellen Ablaufs der Tötung (vgl. Aerts et al. 2009) nicht allzu groß sein.

Bei Variante (b) gibt es mehrere Faktoren zu berücksichtigen. Zunächst kommen die Küken in Kisten und werden zu Aufzuchtbetrieben transportiert, das könnte mit Angst einhergehen, Verletzungen treten dabei in der Regel nicht auf (vgl. Transkript 2018h/i). Im Aufzuchtbetrieb verbringen sie dann ihr gesamtes Leben von 10 Wochen, in dieser Zeit könnten die Tiere angenehme Dinge erleben, die in die Rechnung mit einfließen, etwa Freude am Spiel oder der Genuss von Nahrung. Es können aber auch in dieser Zeit unangenehme Zustände auftreten, zum Beispiel Verletzungen bei spielerischen Kämpfen oder Langeweile, wobei man davon ausgehen kann, dass für das Wohl der Tiere nach bestem Wissen und Gewissen gesorgt wird (vgl. Transkript 2018h/j/k).

Am Ende ihres Lebens werden sie händisch eingefangen und noch einmal transportiert, wobei sie wieder Angst empfinden könnten und manche Tiere sich eventuell verletzen (vgl. Transkript 2018i/l). Schließlich folgt die Betäubung im Elektrobad oder mittels CO₂ mit anschließender Tötung, was für die Tiere schmerzhaft und furchterregend sein könnte, wobei sie die Tötung selbst nicht spüren (vgl. Transkript 2018m). Der Tod selbst wirft eine andere Frage auf: wird ein Interesse der Tiere verletzt, wenn ihr Leben beendet wird? Peter Singer kann mit seinem Präferenz-Utilitarismus argumentieren, dass es kein Problem bei der schmerzfreien Tötung von Hühnern gibt, falls Hühner keine selbstbewussten Lebewesen sind und somit keine in der Zukunft liegenden Präferenzen haben, die durch den Tod vereitelt werden (vgl. Grimm/Wild 2016: 67; vgl. Singer 2013: 217ff.). Allerdings ist die Annahme, Hühner seien nicht selbstbewusst, nicht zweifelsfrei zu treffen, wie Singer selbst bemerkt. Die Voraussetzung für dieses Argument sind also nicht vollkommen sicher (vgl. Singer 2013: 219). Aufgrund einer Grundannahme der vorliegenden Arbeit ist der Tod der betreffenden Tiere aber nicht zu verhindern. Nachdem nur die beiden genannten Varianten (a) und (b) in Betracht gezogen werden und in beiden Varianten der Tod eintritt, gibt es kein Szenario, in dem die Hähne überleben.

Es ist plausibel anzunehmen, dass beim sofortigen Töten der Küken mittels Homogenisator, wenn dies fachgerecht durchgeführt wird, kaum oder gar kein relevantes Leid entsteht (vgl. Aerts et al. 2009). Das könnte bedeuten, dass diese Variante auf das Tierwohl bezogen vielleicht sogar besser abschneidet als Variante (b), bei der es sein könnte, dass das Leid, das die Tiere erfahren, in Summe größer ist, als die Freude, die sie erleben. Mögli-

cherweise ist der Tod der 10 Wochen alten Masthähnchen leidvoller, als der Tod der Eintagsküken. Vielleicht ist auch der Transport, der in Variante (a) nicht vorkommt und in Variante (b) zweimal, sehr belastend für die Tiere, selbst wenn er kurz gehalten und möglichst schonend durchgeführt wird. Es könnte aber auch so sein, dass die angenehmen Empfindungen der Tiere in Variante (b), wie der Genuss von Nahrung oder soziale Interaktionen miteinander, überwiegen und sie somit ein in Summe gutes Leben führen. Das würde bedeuten, dass aus kapazitätsorientierter Sicht Variante (b) vorzuziehen wäre, es sei denn, andere relevante Interessen, die die Interessen der Küken überwiegen, würden verletzt.

Es geht hier nicht darum, diese Frage auf Kapazitäts-Ebene zu beantworten. Dies wäre auch sehr schwer, da es schwierig ist, Freude und Leid konkret zu beziffern. Die Frage, die im Folgenden erörtert wird, ist, ob Clare Palmers kontextbezogener Ansatz zusätzliche Gründe für die Intuition liefern kann, dass Variante (b) moralisch gesehen besser ist. Für einen rein utilitaristischen Ansatz ist mit den Kapazitäten der Küken (und aller anderen Beteiligten) schon alles Nötige gesagt. Die Küken haben Präferenzen, die in die moralische Bewertung ihrer Situation einfließen und gegen die Interessen aller anderen Beteiligten abgewogen werden. Die Lösung, bei der die Präferenzen aller beteiligten Lebewesen am besten bedient werden, ist vorzuziehen. Dabei ist es nicht wichtig, ob Handlungen unterlassen oder getätigt werden (vgl. Palmer 2010: 69). In der Terminologie Clare Palmers ist es für einen Utilitaristen also nicht nötig, zwischen positiven und negativen Pflichten zu unterscheiden.

Für Clare Palmer gehen aus den Kapazitäten der Küken allerdings nur negative Pflichten hervor, ihnen nicht zu schaden. Um positive Pflichten zu begründen, ist es nötig, Relationen zu den Küken zu untersuchen (vgl. Palmer 2010: 69). Sind positive Pflichten das einzige, was Clare Palmers Ansatz von Peter Singers Ansatz unterscheidet oder gibt es schon auf der Ebene der negativen Pflichten Unterschiede in der Bewertung der vorliegenden Praktiken?

Negative Pflichten sind Pflichten, nicht zu schaden. Eine Schädigung ist eine Handlung, die die Interessen eines Lebewesens zurücksetzt, also das Wesen „schlechter dran“ macht, als es ohne die Handlung wäre (vgl. Palmer 2010: 23). Welche derartigen Handlungen treten also in den beiden Varianten, mit den Küken umzugehen, jeweils auf?

Die Geburt selbst und die Geschlechtsbestimmung haben beide Varianten gemeinsam, die Handlungen bis hierhin spielen also für den Vergleich beider Varianten keine Rolle, allerdings kann verkürzt gesagt werden, dass die Domestikation und das in-die-Welt-setzen der Küken nur schwer als Schädigung zu argumentieren ist, da man kaum sagen kann,

dass diese Wesen durch diese Handlungen "schlechter dran" sind. Ohne diese Handlungen würden sie immerhin nicht existieren, wie Clare Palmer deutlich macht:

"For any particular individual, the manifestations of domestication are a fundamental part of the animal's inner constitution. The animal could not be any other way and be that individual, so it is unclear how its interests could be set back in this way, nor what the 'otherwise' could be. Although humans could have produced a different animal, this is not an alternative for any particular animal once it exists. No animal has been made worse off by being born domesticated, because if it had not been born domesticated, that particular animal would not have existed at all." (Palmer 2010: 124f.)

Die Geschlechtsbestimmung findet per Hand statt und es ist nicht davon auszugehen, dass diese Handlung irgendwelche langfristigen negativen Folgen für die Tiere hat⁸ oder mit schwerwiegenden unangenehmen Zuständen einhergeht. Somit dürfte die Geschlechtsbestimmung selbst keinen ernstzunehmenden Schaden darstellen, weil die Intensität der auftretenden unangenehmen Zustände nicht besonders groß ist. Unangenehme Empfindungen brauchen wie oben erwähnt eine ausreichende Intensität um für Clare Palmer als Schaden zu gelten (vgl. Palmer 2010: 23).

Wie oben bereits besprochen werden die Küken in beiden Varianten getötet. Für Clare Palmer spielt wie für Peter Singer der Schmerz, der dabei eventuell auftritt, auf jeden Fall eine Rolle. Bei beiden Varianten kann man davon ausgehen, dass die Tötung möglichst schonend stattfindet und keine großen Schmerzen, jedenfalls keine lang anhaltenden Schmerzen, beinhaltet. Daraus kann man folgern, dass der Schmerz, der bei der Tötung stattfindet, keine relevante Schädigung darstellt, weil er entweder nicht sehr intensiv ist oder zu kurz andauert. Dazu sei gesagt, dass es sehr spekulativ ist, das anzunehmen. Selbiges gilt für die Angst, die die Tiere in den jeweiligen Tötungsverfahren erleben. Diese Frage ist aber für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit nicht ausschlaggebend, weil die Tötung der Tiere in beiden Varianten vorkommt und somit ein gegebener Faktor ist. Wäre eindeutig erkennbar, dass eines der beiden infrage kommenden Tötungsverfahren signifikant größere Schmerzen oder Angst verursacht, würde das einen Unterschied machen. Darüber kann man aber nur spekulieren. Deshalb wird diese Frage in der vorliegenden Arbeit als unentschieden gewertet.

Die schwierige Frage nach dem Schaden beim Tod selbst, abgesehen von den möglichen auftretenden Empfindungen, beantwortet Clare Palmer selbst nicht eindeutig, sondern

⁸ Diese Aussage betrifft die direkten physischen Folgen der Handlung. Natürlich hat die Geschlechtsbestimmung langfristige Folgen, da hier bestimmt wird, was mit den Küken in weiterer Folge passiert. Hier ist aber nur gemeint, dass keine körperlichen Verletzungen oder ähnliches auftreten.

verweist lediglich auf verschiedene mögliche Argumente (vgl. Palmer 2010: 129-137). Palmer selbst gibt also keine klare Antwort darauf, ob sie das schmerzlose Töten von Tieren selbst als eine Schädigung betrachtet, meint aber, dass so etwas wie ein „schmerzloser Tod“ - wenn überhaupt - nur sehr selten stattfindet (vgl. Palmer 2010: 129). Möglicherweise ist das Töten von Küken durch „schreddern“ genau so ein Fall, in dem der Schmerz immerhin nicht langanhaltend genug ist, um eine Schädigung darzustellen. Palmer meint auch: "(...) the relational approach that I have been advancing does not stand or fall on any particular account of painless killing." (Palmer 2010: 129) Somit ist es zumindest möglich, diesen Aspekt der Praxis mit Palmers Ansatz in Einklang zu bringen.⁹

Es gibt noch eine Reihe möglicher Schädigungen, die bei Variante (b) auftreten, bei Variante (a) jedoch nicht. Darunter fallen die Angst beim zweimaligen Transport und mögliche Verletzungen im Laufe des Lebens der Tiere, beispielsweise durch auftretende Kämpfe zwischen den Tieren. Es ist allerdings fraglich, ob solche Verletzungen als Schädigungen gelten, wenn sie nicht direkt durch Menschen verursacht wurden, sondern durch andere Tiere, die keine moralischen Akteure sind. Man kann das als einen ähnlichen Fall betrachten, wie ein imaginärer Fall, den Clare Palmer in ihrem Buch (2010) nennt, wo es um Handlungen einer Hauskatze geht, die einem Vogelküken schaden könnte. Unter anderem geht Clare Palmer davon aus, dass dieser von der Katze ausgehende Schaden nicht als Handlung der Katzenbesitzerin gilt (vgl. Palmer 2010: 152-158). Somit würde auch der Schaden den sich Hähne gegenseitig zufügen nicht in die Verantwortung von Menschen fallen und keine Verletzung einer negativen Pflicht darstellen. Im Fall von Haltungsformen, in denen die Hähne zu wenig Platz hätten und somit mit Verletzungen zu rechnen wäre, weil angegriffene Tiere nicht ausweichen können, wären Menschen aber sehr wohl für den Schaden mitverantwortlich. Das ist aber bei Variante (b) nicht der Fall, weil die Tiere genug Platz haben (vgl. Transkript 2018k).

Die Angst beim Transport ist ein weiterer möglicher Kandidat für eine Schädigung. Der Transport wird zwar mit maximal 4 Stunden relative kurz gehalten (vgl. Transkript 2018i), aber 4 Stunden sind dennoch ein ausgedehnter Zeitraum. Allerdings sind kurzfristige Schädigungen zugunsten von langfristigem Nutzen für die Tiere denkbar. Wenn also eine positive Pflicht besteht, den Tieren ein angenehmes Leben zu ermöglichen, und dafür die Angst während des Transportes nötig ist, dann kann dieser vorübergehende Schaden gerechtfertigt sein, weil Wohlbefinden im Sinne von Clare Palmer über längere Zeit hinweg

⁹ Es wäre bestimmt nicht angebracht, Palmer die Ansicht zu unterstellen, dass es kein Problem mit dem schmerzlosen Töten von Tieren gibt. Mit dem, was sie in ihrem Buch (2010) aber darüber schreibt, ist es zumindest möglich, darüber nachzudenken und sich dennoch weiter im Rahmen ihrer Theorie zu bewegen.

betrachtet werden muss (vgl. Palmer 2010: 20). Einige der vorübergehenden unangenehmen Zustände, denen die Tiere im Zuge von Variante (b) ausgesetzt sind, müssen somit nicht unbedingt als Verletzungen von negativen Pflichten angesehen werden, wenn sich herausstellt, dass es positive Pflichten gibt, die Tiere diesen Handlungen zu unterziehen. Abschließend für diesen Abschnitt kann gesagt werden, dass Clare Palmer im Bereich der negativen Pflichten im Vergleich zu Peter Singer keine wesentlichen neuen Erkenntnisse bringt. Das ist aber aufgrund der Kapazitätsorientierung als Begründung für negative Pflichten nicht verwunderlich.

4.2.3 Relationen - positive Pflichten

Um zu untersuchen, ob Palmers Ansatz Antworten liefern kann, die ein rein kapazitätsorientierter Ansatz nicht liefern kann, ist es nötig, zuerst zu klären, welche Relationen in diesem Fall vorliegen. Relationen sind das, woraus positive Pflichten entstehen können. Die Bedeutung von Relationen ist auch der große Unterschied zwischen Clare Palmers Ansatz und rein kapazitätsorientierten Ansätzen. (vgl. Grimm/Wild 2016: 170ff.)

Legehennen in der Eierproduktion sind offensichtlich domestiziert. Über domestizierte Tiere sagt Palmer:

"Humans are responsible, at least in part for (a) the *actual situation* in which many domesticated animals find themselves, a situation that often involves being closely confined in spaces that prevent them from finding food, mates, etc. for themselves; (b) key facets of domesticated animal *natures*, including in many cases an inability to be self-sufficient; and (c) the *very existence* of most individual domesticated animals - a stark contrast with fully wild animals." (Palmer 2010: 91)

All diese Punkte treffen auf die in Frage stehenden Küken zu. Sie sind von Menschen in die Situation gebracht worden, in der sie sich befinden und können in dieser Situation nicht selbst Futter finden (Punkt (a)). Weiters sind Menschen für ihre Natur verantwortlich, also verantwortlich dafür, wie diese Tiere sind. Sie wurden über viele Generationen hinweg bewusst auf spezielle Merkmale hin gezüchtet. Vermutlich hätten sie jedoch die Fähigkeit, sich selbst zu vermehren, wenn man sie lassen würde (Punkt (b)). Drittens sind Menschen für die Existenz dieser Küken verantwortlich. Sie wurden durch künstliche Befruchtung gezeugt und in Brutapparaten ausgebrütet (Punkt (c)).

Dadurch sind diese Küken von Menschen abhängig. Sie brauchen menschliche Hilfe, um überhaupt am Leben bleiben zu können und diese Abhängigkeit hält auch für ihr ganzes (eventuell sehr kurzes) Leben an (vgl. ebd.: 91).

Clare Palmer unterscheidet zwischen externaler und internaler Abhängigkeit. Externale Abhängigkeit wird durch die Situation geschaffen, in der sich die Tiere befinden und die verhindert, dass sie für sich selbst sorgen können. Internale Abhängigkeit liegt vor, wenn die Natur der Tiere selbst es unmöglich macht, dass sie für sich selbst sorgen, wie es bei einigen domestizierten Tieren der Fall ist, wie beispielsweise Truthähne, die zu fett sind, um gehen zu können (vgl. ebd.: 92).

Legehennen und ihre männlichen Geschwister sind ihr ganzes Leben lang external abhängig, da sie in einer Situation sind, in der sie ohne die Versorgung mit Futter durch Menschen nicht überleben könnten, weil sie sich nicht frei bewegen und selbst nach Futter suchen können. Die Frage nach internaler Abhängigkeit ist weniger klar. Möglicherweise könnten diese Hühner überleben, wenn man sie in der Wildnis aussetzen würde.

Es gibt also sehr starke moralisch relevante Relationen zu Hühnern, die im Zuge der Eierproduktion zur Welt kommen. Die nächste Frage ist, ob und welche Pflichten aus diesen Relationen heraus erwachsen. Die Frage, *ob* Pflichten aus diesen Relationen heraus entstehen, ist trivial. Domestikation ist gewissermaßen der Paradefall für spezielle Relationen zu Tieren und wenn aus Relationen heraus Pflichten entstehen, dann bestimmt auch aus dieser sehr starken Relation heraus. Palmer sagt dazu:

"Based on this account of vulnerability and dependence, a relational argument about the creation of special obligations to assist animals could take this form: When humans deliberately create morally considerable, sentient animals who have no other ways of fulfilling their needs and are constitutively profoundly dependent on and permanently vulnerable to humans, then humans create special obligations toward those animals. Likewise, where humans close down animals' options by external constraints on their movements and environments, preventing them from fulfilling some or all of their needs in other ways—then by making animals' potential vulnerability actual, humans create special obligations to assist them." (ebd.: 93)

Palmer sagt hier zwar, dass ein Argument diese Form annehmen *könnte*, allerdings scheint es so, dass das auch ihr tatsächliches Argument *ist*. Es gibt eine spezielle Relation (beziehungsweise einen Komplex aus speziellen Relationen), die spezielle Pflichten hervorruft. Zumindest erscheint es fair, diese Argumentation zu verwenden, wenn es darum geht, eine Intuition mithilfe von Palmers Ansatz zu erklären. Kurz nach diesem Zitat kommt eine Aussage von Palmer, die etwas deutlicher auf ihre klare tatsächliche Argumentation, zumindest im Fall der Zucht, also der bewussten Veränderung der Natur von Tieren, schließen lässt:

"This deep involvement in the creation of the very nature and capacities of a sentient being, in turn, I suggest, creates an intensified moral responsibility for its welfare." (ebd.: 95)

Also, um das bisher Gesagte für den vorliegenden Fall zusammenzufassen: Es gibt spezielle Pflichten den Küken gegenüber, die daraus erwachsen, dass sie empfindungsfähige Wesen sind, die bewusst von Menschen erschaffen wurden, ihre Natur bewusst nach menschlichen Vorstellungen verändert wurde und sie sich in einer Situation befinden, in der ihr Überleben von menschlicher Hilfe abhängig ist. Nun, da geklärt wurde, dass es domestizierten Hühnern gegenüber sowohl negative als auch positive Pflichten gibt, weil sie empfindungsfähig sind und in einer speziellen (besonders starken) Beziehung zu Menschen stehen, gilt es zu klären, welche Pflichten das konkret sein könnten.

4.2.4 Doch nur Kapazitäten?

Bei der Argumentation für Variante (b) und gegen Variante (a) muss angenommen werden, dass diese Variante aus der Sicht der Küken besser ist. Es kann keine Pflicht den Küken gegenüber geben, etwas für sie zu tun, das für sie selbst gar keine Vorteile bringt.

Dadurch könnte aber schon ein Problem für das Vorhaben entstehen, mit Clare Palmers Ansatz Argumente zu finden, die über einen kapazitätsorientierten Ansatz hinausgehen. In ihrer Theorie gibt es zwar eindeutig Aspekte, die über eine rein kapazitätsorientierte Theorie hinausgehen, aber in diesem Fall, wo für die gleichen Tiere zwischen zwei unterschiedlichen Praktiken abgewogen wird, könnte es sein, dass tatsächlich nur die Kapazitäten der Tiere einen Unterschied machen. Wie oben bereits gesagt haben Kapazitäten bei Clare Palmer zwei Rollen. Erstens werden negative Pflichten durch Kapazitäten begründet, zweitens werden über die Kapazitäten von Tieren relevante Interessen identifiziert (vgl. Palmer 2010: 45). Relationen machen nur im Bereich der positiven Pflichten einen Unterschied. Speziell zeigen sie uns an, welchen Wesen gegenüber wir positive Pflichten haben. Sie geben uns eine Möglichkeit, gegenüber verschiedenen Tieren mit den gleichen relevanten Kapazitäten verschiedene Pflichten zu haben (vgl. Palmer 2010: 69).

Den Legehennenküken gegenüber haben wir positive Pflichten. Diese entstehen dadurch, dass sie domestiziert sind, durch Menschen in die Welt gesetzt wurden und von Menschen abhängig sind. In der Unterscheidung der beiden Varianten (a) und (b) geht es um verschiedene Behandlungen von Tieren, aber in beiden Varianten um die selben Tiere. Das heißt, die Frage nach den positiven Pflichten wird vor der Entscheidung für eine Variante geklärt. Es geht hier um die Unterscheidung, was mit diesen Tieren passieren soll. Das

müsste sich aber nach den Interessen der Tiere richten. Positive Pflichten den Tieren gegenüber können nur Pflichten sein, ihre Situation zu verbessern, das heißt, ihren Interessen nachzugehen. Diese Interessen werden aber durch Kapazitäten bestimmt. Das heißt, in der Unterscheidung der beiden Varianten wird nur noch nach den Kapazitäten der Tiere gefragt. Die Frage lautet: „Was ist das beste für diese Tiere?“ Und diese Frage wird bei Clare Palmer durch ihre Kapazitäten beantwortet.

Clare Palmers Ansatz beinhaltet, wie weiter oben besprochen, weniger Pflichten als ein utilitaristischer Ansatz. Im Vergleich zu einem utilitaristischen Ansatz, der alle moralisch berücksichtigungswürdigen Wesen gleichermaßen berücksichtigt und somit auch allen solchen Wesen gegenüber die gleichen negativen und positiven Pflichten annimmt, hat Clare Palmer letztendlich einfach weniger Pflichten, weil die positiven Pflichten erst durch Relationen begründet werden müssen (vgl. ebd. 68ff). Im Vergleich zum Utilitarismus gibt es weniger oder keine positive Pflichten Tieren gegenüber, zu denen keine oder nur schwache Relationen bestehen. Domestizierten Tieren gegenüber gibt es positive Pflichten, aber diese gibt es im Utilitarismus auch schon.

Dadurch, und weil die Interessen von Tieren durch deren Kapazitäten bestimmt werden, könnte das Unterfangen schwierig werden, in Clare Palmers Theorie zusätzliche Erklärungen für Pflichten zu finden, die man nicht bereits im Utilitarismus finden kann. Möglicherweise sind die positiven Pflichten, die aus Clare Palmers Ansatz entstehen aber größer, als sie in einem rein utilitaristischen Ansatz wären. In einem utilitaristischen Ansatz sind die Interessen der Küken gleich viel wert, wie die Interessen irgendeines anderen moralisch berücksichtigungswürdigen Wesens (vgl. Singer 2013: 52). Sie können gegen andere Interessen abgewogen werden, und müssen sogar abgewogen werden, wenn man in Betracht zieht, dass es sehr viele Wesen auf der Welt gibt, die unserer moralischen Aufmerksamkeit bedürfen. Wenn die Interessen der Küken in Variante (b) in Summe nur wenig besser bedient wären als in Variante (a), jedoch ein großer Aufwand und viele Ressourcen (die wo anders fehlen) nötig wären, dann gibt es die Möglichkeit, einen Kompromiss zu schließen, diese Küken schnell und schmerzlos zu schreddern, und unsere Aufmerksamkeit stattdessen auf andere Probleme zu richten, bei denen unsere Ressourcen einen größeren Einfluss auf das Wohlbefinden anderer moralisch berücksichtigungswürdiger Wesen haben.

Für Clare Palmer gibt es allerdings spezielle Pflichten *diesen* Küken gegenüber, die nicht allen anderen moralisch berücksichtigungswürdigen Wesen gegenüber bestehen. Es gibt also ohne weiteres keine Abwägung. Dazu sei aber gesagt, dass gezwungenermaßen so etwas wie eine Abwägung stattfinden muss, wenn nur „schlechte Lösungen“ zur Auswahl

stehen. Clare Palmer veranschaulicht in einem Artikel (Palmer 2018) einen Fall von Eisbären, die durch den Klimawandel bedroht werden. Auch hier gibt es letztendlich keine wirklich zufrieden stellenden Lösungen und es muss eine der schlechten Lösungen gewählt werden. Wir könnten die Eisbären mit Futter versorgen (wodurch allerdings andere Tiere getötet werden müssen), umsiedeln, euthanasieren oder einfach nichts tun. Keine dieser Lösungen ist zufriedenstellend und es müssen verschiedene Interessen abgewogen werden (vgl. Palmer 2018).

4.2.5 Vermeidung von Schmerz reicht nicht - Ermöglichung eines guten Lebens

In der Einleitung wurde ein paper von Aerts et al. (2009) erwähnt, in dem argumentiert wird, dass es beim Schreddern von Küken womöglich gar kein moralisches Problem gibt, weil diese Küken dabei keine relevanten Schmerzen empfinden. Durch die positiven Pflichten, die Clare Palmer den Küken gegenüber annimmt, reicht das aber vermutlich nicht aus. Dass die Küken keinen Schmerz empfinden ist ein Argument, das nahelegt, dass keine negativen Pflichten verletzt werden, wenn diese Küken schmerzlos getötet werden. Es gibt aber eben nicht nur negative Pflichten diesen Küken gegenüber, sondern auch positive Pflichten. Das könnte bedeuten, dass es nicht ausreicht, ihnen nicht zu schaden, sondern dass wir dafür sorgen müssen, dass diese Tiere positive Empfindungen erleben. Clare Palmer gibt in ihrem Buch (2010) sehr wenige konkrete Handlungsanweisungen, die aus positiven Pflichten hervorgehen. Es geht ihr eher darum, Gründe für solche Pflichten zu finden. Für das konkrete Unterfangen der Bewertung einer ganz speziellen Situation, wie der der Legehennenküken, stellt das ein Problem dar. Die Folgerung, dass positive Pflichten für diese Küken bestehen, geht sehr direkt aus Clare Palmers Ansatz hervor. Welche Handlungen das aber von uns erfordert, ist eine schwierigere Frage. Ein Ansatzpunkt ist die bewusste Erschaffung von empfindungsfähigen Lebewesen und die Parallele zur menschlichen Fortpflanzung, die Clare Palmer zieht. Indem wir Kinder in die Welt setzen, übernehmen wir freiwillig eine Verantwortung, für diese Kinder zu sorgen, die wir in dieser Form nur unseren eigenen Kindern gegenüber haben und nicht irgendwelchen fremden Kindern gegenüber, für deren Existenz wir nicht verantwortlich sind (vgl. Palmer 2010: 94). Wie im menschlichen Fall gibt es auch im tierischen Fall Verpflichtungen den bewusst in die Welt gesetzten Lebewesen gegenüber. Welche Handlungen wir genau setzen müssen, um diesen Pflichten adäquat nachzukommen, lässt Clare Palmer offen. Im Fall menschlicher Kinder kann man aber mit Sicherheit sagen, dass es nicht aus-

reicht, ihnen keine Schmerzen zuzufügen. Man muss den Kindern auf irgendeine Weise zu einem guten Leben verhelfen.¹⁰

Was bedeutet es, Hühnern zu einem guten Leben zu verhelfen und wird das in Variante (b) erfüllt? Für Hühner könnte ein gutes Leben darin bestehen, herumlaufen zu dürfen, soziale Interaktionen miteinander zu haben und ihre körperlichen Bedürfnisse wie Hunger und Durst zu stillen, also alles, was den Hühnern angenehme Empfindungen bereiten kann. Wenn das als ein gutes Leben für ein Huhn angenommen wird, dann ist das im Fall der männlichen Küken möglicherweise gegeben. Für die 10 Wochen, die sie leben, ist für diese Bedürfnisse gesorgt und es gibt keinen Grund zur Annahme, dass ihnen irgendetwas fehlt. Somit ist es zumindest plausibel, das Leben der Küken als ein gutes Leben zu bezeichnen. In diesem Sinne könnten die Unannehmlichkeiten, die diese Tiere am Anfang ihres Lebens ausgesetzt sind, wie etwa der Transport, dadurch gerechtfertigt werden, dass sie nötig waren, um einer positiven Pflicht nachzukommen. Die Bedingungen, die für ein gutes Leben nötig sind, gibt es nun mal nicht im Brutbetrieb, deshalb müssen die Tiere zu einem Aufzuchtbetrieb transportiert werden. Selbstverständlich gibt es bei dieser Begründung ein großes Problem, nämlich, dass die Tiere nach 10 Wochen getötet werden. Es ist schwierig, das mit einem guten Leben in Einklang zu bringen und die Parallelen zur Eltern-Kind-Beziehung greifen an diesem Punkt garantiert nicht mehr.

Als Argument für die Begründung der Intuition, dass diese Variante besser ist als die sofortige Tötung der Küken, kann dieser Vergleich aber trotzdem gelten. Vielleicht ist ein Leben von 10 Wochen mit den darin enthaltenen Erfahrungen besser als der sofortige Tod. Somit wäre Variante (b), wenn auch keine perfekte Lösung, Variante (a) vorzuziehen. Das 10-wöchige Leben ist möglicherweise die beste Variante, die den Produzenten zur Verfügung steht, da es wirtschaftlich nicht möglich ist, die Hähne so lang am Leben zu halten, bis sie an natürlichen Ursachen sterben. Einerseits wären sie dann vermutlich überhaupt nicht mehr vermarktbar und andererseits würden sie Unmengen an Ressourcen verbrauchen, wenn sie so lang gefüttert und untergebracht werden müssten. Das würde den Preis der Eier notwendigerweise dermaßen steigern, dass niemand mehr diese Eier kaufen würde. Wenn man akzeptiert, dass das alles ist, was ein Produzent tun *kann*, um das Leben der betroffenen Tiere möglichst gut zu gestalten, ist es möglich, genau das von ihm zu fordern, so lange keine bessere Variante zur Verfügung steht. Das folgt einem Prinzip aus der E-

¹⁰ Diese Annahme ist zumindest nach einem bestimmten Stadium der Schwangerschaft weitgehend unkontrovers, davor ist die Abtreibung möglich und obwohl vielleicht eine Parallele zwischen Abtreibung und Kükenschreddern gezogen werden könnte, wird darauf in der vorliegenden Arbeit verzichtet. Die Parallele kann auch viel besser zur frühen Geschlechtererkennung im Ei und anschließender Vernichtung der Eier gezogen werden, diese Alternative wird hier aber nicht in Betracht gezogen.

thik, das weit verbreitet ist, das besagt, dass man nur zu Dingen verpflichtet sein kann, zu denen man auch imstande ist, wie auch im Buch "Companion Animal Ethics" bemerkt wird, das Clare Palmer mitverfasst hat:

"Almost all ethicists accept a principle usually called 'ought implies can' - you can only be required to do something when you are *able* to do it." (Sandoe et al. 2016: 203)

4.2.6 Reparationen und ihre symbolische Funktion

Es wäre möglich, den Versuch, den Küken ein angenehmes Leben zu geben, als Symbol für die Einsicht zu sehen, dass mit unserem Umgang mit Nutztieren und Hühnern im Speziellen etwas nicht stimmt. Wie, wenn überhaupt, passt das mit Clare Palmers Theorie zusammen?

Clare Palmer nennt als eine mögliche Begründung für ihre LFI die Idee von Reparationen. Durch Schädigungen in der Vergangenheit können Pflichten entstehen, die angerichteten Schäden wieder gut zu machen (vgl. Palmer 2010: 97ff.). Die Idee von Reparationen gibt es also in Clare Palmers Theorie und spielt eine wichtige Rolle in ihrer Begründung von positiven Pflichten (vgl. Palmer 2010; vgl. Palmer 2012). Es zahlt sich somit aus, diese Idee auf der Suche nach einer relationalistischen Antwort auf den vorliegenden Fall in Betracht zu ziehen.

"Since I have argued that animals can be wrongfully harmed, a question about reparation—or at least some kind of backward-looking special obligation—is not ruled out in principle." (Palmer 2010: 99)

Im Zusammenhang mit Schäden gegen „die Natur“, wo es keine klaren empfindungsfähigen Wesen gibt, die geschädigt wurden, nennt Palmer mit Verweis auf Tom Hill (2007) eine symbolische Funktion von Reparationen, die Bedauern ausdrücken soll:

"In this context, the public expression of regret, and the adoption of practices such as ecological restoration, could be seen as a symbolic form of reparation" (Palmer 2012: 208)

Es geht zwar im obigen Zitat um Reparationen der Natur gegenüber, also nicht unbedingt empfindungsfähigen Wesen gegenüber, aber vielleicht kann auf eine ähnliche Art trotzdem die Intuition erklärt werden, dass es besser ist, Küken zumindest ein paar Wochen leben zu lassen. Der Unterschied, dass es hier um empfindungsfähige Wesen geht, kann das Argument, wenn es denn funktioniert, sowieso nur stärker machen. Möglicherweise ist ein Teil der Intuition, dass es besser ist, die (nicht perfekte) Variante (b) zu wählen, darauf begründet, dass diese Vorgehensweise immerhin anerkennt, dass ein sorgloser Umgang mit Tieren, wie er in der Praxis des „Kükenschredderns“ Ausdruck findet, verwerflich ist.

Die Idee von Reparationen passt für Clare Palmer allerdings nicht wirklich mit der Nutztierhaltung und Domestizierung von Tieren zusammen. Einerseits kann man schwer sagen, dass diesen Tieren „geschadet“ wurde in dem Sinn, dass sie jetzt schlechter dran sind als vorher, weil genau diese Individuen gar nicht existieren würden, wenn der „Schaden“ der Domestikation nicht stattgefunden hätte (vgl. Palmer 2010: 124f.). Andererseits findet die Schädigung weiterhin statt. Bei Reparationen hat der Schaden meistens in der Vergangenheit stattgefunden und soll durch die Reparatur auf irgend eine Weise wieder gut gemacht werden. So etwas für einen Schaden zu fordern, der weiterhin anhält, ist eigenartig, weil die unmittelbar logischere Lösung wäre, den Schaden zu beenden (vgl. Palmer 2010: 102).

Würde man den Schaden, der im Zuge der Eierproduktion für die männlichen Hühner entsteht, als unvermeidbar annehmen, könnte man vielleicht argumentieren, dass es zumindest angebracht ist, irgendeine Art von Wiedergutmachung zu leisten, weil die Alternative, den Schaden zu beenden, nicht existiert. Wenn man weiter annimmt, dass ein Leben von 10 Wochen etwas ist, das den Tieren zugute kommt und alles ist, was wir den Tieren bei den gegebenen wirtschaftlichen Bedingungen bieten können, dann könnte diese Vorgehensweise als Versuch gesehen werden, Reparationen an die Tiere zu leisten.

Eine solche Interpretation ist aus Sicht der Produzenten, die den betreffenden Küken gegenüber besondere Verantwortung haben und somit die Hauptadressaten von Reparationsforderungen wären, vielleicht sogar möglich. Die Menschheit könnte theoretisch zwar die Eierproduktion und damit die auftretenden unbeabsichtigten Kollateralschäden an männlichen Küken beenden, das wollen aber bei weitem nicht alle Menschen und es ist sehr unwahrscheinlich, dass die Eierproduktion in absehbarer Zukunft aufhört. Somit ist der Schaden, der entsteht, für die Eierproduzenten auf gewisse Weise unvermeidbar, weil der Widerstand der anderen Menschen zu groß ist.

Die Idee von symbolischer Wiedergutmachung den männlichen Küken gegenüber ist mit einigen Annahmen als Voraussetzung argumentierbar. Allerdings ist es weit hergeholt, anzunehmen, dass das im Sinne von Clare Palmer ist, da sie wie oben erwähnt die Sprache von Reparationen im Fall von domestizierten Tieren nicht für angemessen hält. Hinzu kommt noch, dass Tiere die symbolische Geste nicht verstehen und keine Genugtuung durch diese Art der Entschuldigung erfahren, wie es bei Menschen vielleicht der Fall wäre, wie auch Clare Palmer selbst bemerkt (vgl. Palmer 2010: 99ff.). Das ist für Clare Palmer zwar kein Argument, komplett auf Reparationen als Begründung für spezielle Pflichten Tieren gegenüber zu verzichten (vgl. ebd.), aber die Rede von einer symbolischen Funktion von Reparationen scheint im tierischen Fall somit nicht passend zu sein.

4.2.7 Respekt

In Variante (a) werden die Küken gleich nach ihrer Geburt vernichtet. Sie finden keine Verwendung in der Nahrungsproduktion (zumindest nicht in der menschlichen Nahrungsproduktion), sondern werden einfach als Abfallprodukt der Eierproduktion behandelt. Das kann man als respektlose Behandlung dieser Tiere betrachten. Diese Respektlosigkeit könnte die Intuition begründen, dass es besser ist, die Küken nicht sofort zu beseitigen und so als reines Abfallprodukt zu behandeln, sondern sie zu mästen und dann in der Nahrungsproduktion zu verwenden.

Die Frage ist, ob so eine Argumentation im Zuge von Clare Palmers Ansatz möglich ist. In ihrem Buch (Palmer 2010) spricht sie zwar an einer Stelle von Respekt, allerdings nur im Zuge der Beschreibung einer Tierrechtstheorie wie der von Tom Regan. Dieser fordert, dass man alle Wesen, die "subject-of-a-life" sind, inhärenten Wert haben und deshalb respektvoll behandeln soll (vgl. Regan 1985: 23f.). Clare Palmer sagt von ihrer eigenen Theorie, dass sie als "add-on" zu einer Tierrechtstheorie gesehen werden kann (vgl. Palmer 2010: 34), es wäre somit möglich, ihr die Ansicht zuzuschreiben, dass man Tieren gegenüber Respekt zeigen soll.

Mit dieser Argumentation gibt es aber eine Reihe von Problemen. Erstens heißt die Aussage, dass sie als "add-on" zu einer Rechtstheorie gesehen werden kann, nicht, dass alle Aussagen einer solchen Theorie von ihr übernommen werden, und wenn sie doch übernommen werden, dann sind sie keine Neuerungen, die Clare Palmers Theorie bringt, sondern waren vorher schon da. In der vorliegenden Fragestellung geht es ja darum, welche Argumente speziell aus Clare Palmers Ansatz heraus gebracht werden können, um Variante (b) zu begründen.

Zweitens ist Tom Regan Abolitionist (vgl. ebd.: 24f.). Die respektvolle Behandlung von Tieren, die er fordert, erlaubt keine der Varianten (a) oder (b). Wir dürfen Tiere nicht als Mittel zum Zweck verwenden (vgl. Grimm/Wild 2016: 95) und daher ist es nicht respektvoller im Sinne Regans, sie für die Nahrungsproduktion zu verwenden.

Drittens wird die Forderung nach respektvoller Behandlung von Tieren bei Regan durch ihre Eigenschaft begründet, "subject-of-a-life" zu sein (vgl. Regan 1985: 23f.), was eine kapazitätsorientierte Begründung ist. Wenn diese Forderung also als Teil von Clare Palmers Theorie angesehen wird, dann ist das noch immer keine Argumentation, die irgendwas besser erklären kann, als ein kapazitätsorientierter Ansatz.

Um das Ziel zu erreichen, unsere Intuition mithilfe von Clare Palmers Theorie besser zu erklären, als es mit einem kapazitätsorientierten Ansatz möglich ist, müssten wir Argumente finden, die aus Clare Palmers Relationen hervorgehen. Respektvoller Umgang mit Tieren scheint aber bei ihr nicht durch Relationen begründbar zu sein.

5. Conclusio

Der Versuch, in Clare Palmers Ansatz im Vergleich zum Utilitarismus zusätzliche Begründungen dafür zu finden, dass es ethisch betrachtet besser ist, männliche Küken zu mästen und für die Fleischproduktion zu verwenden, statt sie sofort zu schreddern, scheint erfolglos geblieben zu sein. Das ist angesichts dessen, dass Clare Palmers Ansatz erstens sehr kapazitätsorientiert ist, besonders im Hinblick darauf, was genau eine gute Behandlung von bestimmten Tieren ausmacht, nicht besonders verwunderlich. Zweitens ist es nicht Clare Palmers (2010) Absicht, größere Pflichten domestizierten Tieren gegenüber zu fordern, als sie im Utilitarismus schon enthalten sind, sondern es ist ihre Absicht, zu erklären, warum wir größere Pflichten domestizierten Tieren gegenüber haben als wilden Tieren gegenüber. Wenn im Utilitarismus für domestizierte Tiere schon positive und negative Pflichten gefordert werden, dann kommen bei Clare Palmer keine Pflichten diesen Tieren gegenüber hinzu sondern es werden nur positive Pflichten wilden Tieren gegenüber reduziert oder ganz weggenommen (vgl. Palmer 2010).

Es gibt dennoch Ansatzpunkte, wo Clare Palmer einen kleinen Vorteil haben könnte, diese Intuition zu erklären. Wenn es um eine Abwägung verschiedener Interessen geht, könnte Clare Palmer den Küken den Vorzug geben mit der Begründung, dass diesen gegenüber größere Pflichten bestehen, weil wir eine besondere Verantwortung für sie tragen. Dadurch lassen sich aber keine Pflichten erklären, die im Utilitarismus nicht schon erklärt werden könnten, sie würden im Utilitarismus nur eventuell überlagert werden durch andere Pflichten.

Die Intuition, dass etwas falsch ist am Töten von Eintagsküken, besteht aber offenbar dennoch. Wenn nicht mit Clare Palmer, wie könnte diese Intuition sonst erklärt werden? Weiter oben wurde ein Versuch unternommen, diese Intuition dadurch zu erklären, dass es respektlos den Küken gegenüber ist, sie einfach in den Schredder zu werfen und so gewissermassen als Abfallprodukt zu beseitigen. Dieses Argument lässt sich zwar nicht mit Clare Palmers Theorie stützen, aber vielleicht ist das genau das, was viele Menschen daran stört. Herwig Grimm (2016) beschreibt in einem Beitrag die hochgradige Instrumentalisierung von Eintagsküken und sucht nach Erklärungen für die moralische Empörung, die daraus erwächst. Von einer gleichgültigen Industrie, die offenbar nur darauf aus ist, möglichst hohen Gewinn zu erzielen und Produktionskosten zu minimieren werden Geschöpfe als Nebenprodukt erschaffen, die dann, weil sie nicht gebraucht werden, einfach beseitigt werden (vgl. Grimm 2016). Wenn Bioproduzenten eben diese Behandlung

ablehnen und versuchen, diesen Tieren ein angenehmes Leben zu ermöglichen und somit das Wohl der Tiere selbst ernst nehmen und nicht nur ihre Gewinnspanne, dann erweckt das den Eindruck, dass diesen Tieren Respekt entgegengebracht wird, der sonst vermisst wird. Es geht möglicherweise um den Versuch, diese Lebewesen als Lebewesen anzuerkennen und nicht bloß als Produkt.

Ein Teil des Arguments für die Aufzucht von männlichen Küken als Alternative zur gängigen Praxis war, dass das möglicherweise die bestmögliche Lösung für dieses Problem ist (ohne komplett auf die Eierproduktion zu verzichten) und momentan keine bessere Lösung zur Verfügung steht. In der vorliegenden Arbeit wurden keine anderen Alternativen in Betracht gezogen, aber es gibt weitere Möglichkeiten. Eine Alternative, die in absehbarer Zukunft zum Einsatz kommen könnte, ist die Geschlechtsbestimmung im Ei. Ob das eine bessere Alternative ist, hängt stark davon ab, wie man die Empfindungsfähigkeit der Küken im Ei einschätzt. Das wird wiederum stark davon abhängen, wie früh diese Geschlechtsbestimmung möglich ist. Wenn die Küken zwar nicht schlüpfen, aber in den Eiern in einem Stadium getötet werden, in dem sie schon voll empfindungsfähig sind, dann sieht das vielleicht ein wenig besser aus, weil man die Lebewesen in den Eiern nicht unmittelbar als solche wahrnimmt, wenn man die Eier in den Schredder wirft, aber macht real keinen großen Unterschied zum Schreddern von Eintagsküken. Eine sehr frühe Geschlechtsbestimmung in den ersten Tagen der Bebrütung wäre vermutlich was anderes, ist aber noch nicht marktreif und es ist unklar, ob sich das in nächster Zeit ändern wird (vgl. Transkript 2018f).

Aerts et al. (2009) haben mit dem Untertitel "Opening the Debates of Moria?" zu ihrem paper ziemlich gut getroffen, in welche Lage man sich begibt, wenn man beginnt, über Tierethik im Zusammenhang mit tierischer Nahrungsmittelproduktion nachzudenken. Es scheint so, dass man immer wieder auf neue Probleme stößt und letzten Endes ist es sehr schwierig, eine tierische Nahrungsmittelproduktion moralisch zu rechtfertigen. Auch wenn man sich noch so bemüht, möglichst gut mit den Tieren umzugehen, wie es die Bioeierproduzenten in Österreich ohne Zweifel tun, es scheint immer einen Haken zu geben, den man bei genauerer Betrachtung kritisieren kann.

6. Quellenverzeichnis

6.1 Literatur

- Aerts, Stef/Bruggeman, Vé/De Tavernier, Johan/Decuypere, Eddy/Boonen, Ruben (2009): *Culling of Day-Old Chickens: Opening the debates of Moria?* In: Millar, Kate (Hg.)/Hobson West, Pru (Hg.)/Nerlich, Brigitte (Hg.) *Ethical Futures: Bioscience and Food Horizons*, Wageningen: Wageningen Academic Publishers, 117-122.
- Attfield, Robin (2010): *Reply to Clare Palmer*. In: Humphries, Rebekah (Hg.)/Vlacos, Sophie (Hg.) (2010): *Creation, Environment and Ethics*, London: Cambridge Scholars Publishing, 121-127.
- Damme, Klaus/Hildebrand, Ralf Achim (2015): *Legehennenhaltung und Eierproduktion*, Stuttgart: Ulmer.
- Faria, Catia (2015): *Disentangling Obligations of Assistance. A Reply to Clare Palmer's "Against the View That We Are Usually Required to Assist Wild Animals"*. In: *Relations* 2015, 3 (2), 211-218.
- Feinberg, Joel (1992): *Freedom and fulfillment*, Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Grimm, Herwig/Wild, Markus (2016). *Tierethik zur Einführung*, Hamburg: Junius.
- Grimm, Herwig (2016): *Tiere. Lebendiger Rohstoff? Zur Rekonstruktion der Verdinglichung als moralisch problematische Haltung*. In: Fehlmann, Meret (Hg.)/Michel, Margot (Hg.)/Niederhauser, Rebecca (Hg.) (2016): *Tierisch! Das Tier und die Wissenschaft. Ein Streifzug durch die Disziplinen*. Zürich: vdf Hochschulverlag AG, 43-58.
- Hill Jr., Thomas E. (2007/1983): *Ideals of human excellence and preserving natural environments*. In: Lafollette, H. (Hg.) (2007): *Ethics in Practice, third edition*, Oxford: Blackwell, 654-663.
- Jaksch, Walter (1981): *Euthanasia of Day-Old Male Chicks in the Poultry Industry*. In: *International Journal for the Study of Animal Problems* 1981, 2 (4), 203-213.

- MacClellan, Joel P. (2013): *What the Wild Things are: A Critique on Clare Palmer's "What (If Anything) Do We Owe Wild Animals?"* In: *Between the Species* 2013, 16 (1), 53-67.
- Meerburg, Bastiaan G./ Brom, Frans WA/ Kijlstra, Aize (2008): *Perspective. The Ethics of rodent control.* In: *Pest Manag Sci* 2008, 64 (12), 5-11.
- Palmer, Clare (2010): *Animal Ethics in Context*, New York: Columbia University Press.
- Palmer, Clare (2010a): *Attfield and Animals: Capacities and Relations in Attfield's Environmental Ethics.* In: Humphries, Rebekah (Hg.)/Vlacos, Sophie (Hg.) (2010): *Creation, Environment and Ethics.* London: Cambridge Scholars Publishing, 105-120.
- Palmer, Clare (2012): *Can we - and should we - make reparation to Nature?* In: Kabasenché, William P. (Hg.)/O'Rourke, Michael (Hg.)/Slater, Matther (Hg.) (2012): *The Environment: Philosophy, Science, Ethics.* Cambridge, MA: MIT Press, 201-222.
- Palmer, Clare (2013): *What (if Anything) Do We Owe to Wild Animals?* In: *Between the Species* 2013, 16 (1), 15-38.
- Palmer, Clare (2015): *Against the view that we are normally required to assist wild animals.* In: *Relations* 2015, 3 (2), 203-210.
- Palmer, Clare (2015a): *Response to "Vulnerability, Dependence, and Special Obligations to Domesticated Animals" by Elijah Weber.* In: *Journal of Agricultural and Environmental Ethics* 2015, 28 (4), 695-703.
- Peitz, Beate/Peitz, Leopold/Bauer, Wilhelm (2012): *Hühner in meinem Garten. Alles über Haltung und Ställe*, Stuttgart: Ulmer.
- Regan, Tom (1985): *The Case for Animal Rights.* In: Singer, Peter (Hg.) (1985): *In Defense of Animals.* New York: Basil Blackwell, 13-26.

- Rollin, Bernard (2012): *Animal Ethics in Context* Clare Palmer. In: *Anthrozoös* 2012, 25 (2), 250-251.
- Sandøe, Peter/Corr, Sandra/Palmer, Clare (2016): *Companion Animal Ethics*, Chichester: John Wiley & Sons.
- Singer, Peter (2013): *Praktische Ethik, übersetzt von Oscar Bischoff, Jean-Claude Wolf, Dietrich Klose und Susanne Lenz*, Stuttgart: Reclam. (Original: Singer, Peter (1979/2011): *Practical Ethics*. London: Cambridge University Press.)
- Tomasik, Brian (2015): *The Importance of Wild-Animal Suffering*. In: *Relations* 2015, 3 (2), 133-152.
- Weber, Eli (2015): *Vulnerability, Dependence, and Special Obligations to Domesticated Animals: A Reply to Palmer*. In: *Journal of Agricultural and Environmental Ethics* 2015, 28 (4), 683-694.

6.2 Internetquellen

Bundestagsbeschlüsse am 16. und 17. März. (2016). Online unter:

<https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2016/kw11-angenommen-abgelehnt/414940> [eingesehen am 28.10.2018]

Der Standard (2017): *Ruf nach Verbot des Kükenschredderns wird wieder laut.* Online unter: <https://derstandard.at/2000054169227/Ruf-nach-Verbot-des-Kuekenschredderns-wird-wieder-laut> (eingesehen am 28.10.2018)

Hahn im Glück. (o.D). Online unter:

<https://www.zurueckzumursprung.at/grundwerte/so-weit-muss-bio-gehen/hahn-im-glueck/> [eingesehen am 6.11.2018].

Schuh, Karin (2015): *Bioeier: Das Ende der Eintagsküken.* Online unter:

https://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/4736662/Bioeier_Das-Ende-der-Eintagskueken# [eingesehen am 28.10.2018].

Zeit online (2015): *Bundesrat will Tötung von Eintagsküken verbieten.* Online unter:

<https://www.zeit.de/politik/deutschland/2015-09/eintagskueken-bundesrat-toetung-verbot> [eingesehen am 28.10.2018)].

6.3 Sonstiges

Transkript (2018a-m): Persönliches Gespräch mit Herrn Stephan Pöchtrager über Haltung von Hühnern bei "Hahn im Glück", Wien, 7.09.2018.

7. Anhang

7.1 Transkripte

Transkript 2018a:

Stephan Pöchtrager:

Wir haben begonnen 2013 uns zu beschäftigen mit dem Töten der männlichen Hähne, sind dann in Versuchstests gegangen, wo wir gesagt haben: "Wie können wir das Problem am besten lösen?" und da haben wir uns einmal beschäftigt mit Zweinutzungsrasen und mit Legehennenhybridrasen. Damals haben wir dann Tests gemacht, kleine Tests, mit Zweinutzungsrasen, wo wir einfach sagen, da kannst du das männliche [Anm: Huhn] in eine ganz normale Hühnerverwertung bringen. Das wird genau so groß wie ein Masthendl und wir haben dann Herden bis 6000 Hühner eingestellt, wo wir dann gesagt haben, ok, die männlichen haben wir aufgezogen ganz normal als unser Masthendlverkauf, weil da die Brust genau so schön war, das ist ja ganz was anderes als ein Legehennenhybrid. Und, hat gut funktioniert, aber es war einfach das Thema, die haben irrsinnig viel gefressen, was ja auch nicht nachhaltig ist. Die haben irrsinnig viel gefressen und das war einfach nicht so wirtschaftlich. Jetzt haben wir dann irgendwie geschaut, was ist auch im Sinne der Nachhaltigkeit besser? Dass da ein bissl eine bessere Futtermittelverwertung ist - und das Problem ist das: der männliche Hahn war schön zum Verkaufen, das Problem war eher - die Henne hat weniger Eier gelegt. Die legt dann um 50 Eier im Jahr weniger. Und dadurch haben wir dann gesagt ok, das verteuert das Produkt und ist nicht nachhaltig weil es mehr frisst. Also haben wir gesagt: "Ok, schauen wir einfach, was können wir mit den bestehenden Legehennenhybridrasen machen?" Weil ja grundsätzlich arbeiten wir mit den Tierschutzvereinen zusammen und die sagen: "Lohmann Braun ist für uns ok [...]" und darum haben wir gesagt: "Passt, schauen wir, ob wir da die männlichen aufziehen können und einer Verwertung zuführen können" und dann sind wir auf die Legehennen-hybridrasen gekommen.

Transkript 2018b

Michael Fleischanderl:

Gut, also werden die männlichen Tiere alle zu Fleisch verarbeitet, oder gibt es da auch andere Verwendungen?

Stephan Pöchtrager:

Bei uns im Projekt [...] wird jeder Bruder sozusagen der Legehennen [...] mindestens 10 Wochen gemästet und wird in Form von Hühnerfiletstreifen, die [sind natürlich] kleinere Hühner, die kriegen so ein gutes Kilo, und dann hat man so Filetstreifen, die [...] legen wir zu den Masthendlfilet dazu in eine eigene kleine Tasse und zusätzlich haben wir noch Hühnerwürstelprodukte - Frankfurter, Bratwürstel und Käsekrainer - und dadurch haben wir den ganzen Hahn komplett verwertet sozusagen. Das Edelteil als Filet und die ganzen Restprodukte werden zerlegt und kommen dann in die Wurst rein und so haben wir alles im Regal bei Hofer seit dem ersten Tag, wo wir gesagt haben, wir ziehen die Hähne auf.

Transkript 2018c

Michael Fleischanderl:

Wie lange leben die Legehennen?

Stephan Pöchtrager:

Ich beginne vielleicht am Anfang. Die Legehennen schlüpft und wird nach 21 Wochen dann auf den Legehennenbetrieb gebracht und hat dann Einstallrhythmen zwischen - sozusagen in der Legephase, legen tut sie ein Jahr bis - sag ich mal - eineinhalb Jahre, Maximum Betriebe haben vielleicht 18 Monate, 18 bis 20 Monate, aber davor haben sie schon 21 Wochen sozusagen in der Junghennenaufzucht gelebt, also das sind in Summe schnell einmal 2 Jahre.

Transkript 2018d

Michael Fleischanderl:

Wo kommen die Küken her?

Stephan Pöchtrager:

Zu 100% Elterntierherden in Österreich. Elterntierherden. Das heißt, die Eier schlüpfen schon in Österreich, wo nachher die Legehennen steht und der Hahn sozusagen, die Elterntierherden sind aus Österreich und - Zuchtunternehmen, es gibt global eh nicht mehr viel - in diesem Legehennenbereich arbeiten wir mit der "Lohmann Braun" und mit "Sandy". Sandy ist neu im Biobereich, da schauen uns wir einfach an - das ist eine neue Züchtung und da müssen wir zuerst prüfen - wo ist es besser, ist es bei der Lohmann Braun oder bei der Sandy besser, dass man sagt: "Ok, wie entwickelt sich da der Hahn, wie ist die Henne und so weiter und wie tut sich die in der Biohaltung" - ist aber von den Tierschützern abgesegnet und ok, die Züchtung.

Michael Fleischanderl:

Hat diese Züchtung irgendwelche Verhaltensprobleme?

Stephan Pöchtrager:

Nein, die sind einfach, die sind eigentlich sehr dankbar. Und gerade in der Biohaltung hat man diese Probleme nicht. Wir haben bei allen unseren Tieren, auch bei den Hühnern gibt es permanenten Auslauf, wir haben Außenscharräume, wir haben Beschäftigungsmöglichkeiten, wir haben Sitzstangen, wir haben Stroh als Beschäftigungsmaterial, wir haben Beschäftigungsmöglichkeiten im Auslauf definiert die Flächen, also Kannibalismus und Federpicken beginnt bei einer Nährstoffunterversorgung und wenn die Hennen zu dicht aufeinander sitzen, dann wird ihnen fad. Die brauchen Beschäftigung und ich sag einmal in einem Stall, wo kein Tier irgendwie raus kann, verstehe ich, dass man halt irgendwo zum Picken anfängt. Natürlich, im Tier ist das immer irgendwo drinnen und es gibt ab und zu, dass es ein Hendl gibt, aber [...] da schaut der Bauer extrem dazu. Das gibts immer. [...] aber da muss man halt immer schauen, dass man das gut im Griff hat. Aber ich muss sagen, im Biobereich durch die Außenscharräume und Ausläufe kann man dem extrem gut entgegenwirken.

Michael Fleischanderl:

Gut, und die wo es vorkommt, die werden dann irgendwie behandelt oder aussortiert?

Stephan Pöchtrager:

Oft separiert man die einmal, wenn eines zum Picken anfängt [...] und wenn du es einmal separierst und danach wieder zur Herde dazugibst, ist das wieder ganz normal.

Transkript 2018e

Stephan Pöchtrager:

Für mich ist immer entscheidend, welche Züchtung ich verwende, wenn ich sage, ich schaue mir den Hahn an, wenn er zur Schlachtung geht, ist der gesund und fit? Und dann schaue ich mir die Legehennen an, nachdem die ihre Leistung erbracht hat und am Ende vorm Schlachten. Wie schaut das Tier aus, und ist das gesund, ist das fit? Wir machen Tierwohlerhebungen, Selbstevaluierungen von Tierwohl, wo die Bauern das erheben, wo der QGV Erhebungen macht und wo wir, wir machen jährliche Audits.

Michael Fleischanderl:

Was ist der QGV?

Stephan Pöchtrager:

Der Qualitätsgeflügelverein. Das ist sowas wie im Milchbereich oder in der Landwirtschaft der Tiergesundheitsdienst. Die überprüfen die Herden und da hat man einen Betreuungstierarzt sozusagen, und der sagt: "Da ist Federgepickt, da ist das, das, das" und da gibt's Bewertungen, wo das Tierwohl am Tier selbst gemessen wird. Das sind ja ganz neue Methoden. Früher hat man gesagt: "Tierwohl ist: so muss der Stall sein, dann passts. Dann gehts dem Tier gut." Aber das heißt einfach gar nichts. Das Tierwohl hängt von so vielen Managementfaktoren ab. Die haben wirklich Einfluss auf das Tierwohl. Und jetzt haben wir gesagt, wir gehen in die Selbstevaluierung Tierwohl, dass man sagt, das Tierwohl wird am Tier selbst gemessen. Und da entscheide ich dann, gehts dem Tier gut oder nicht? Und nicht, ob der Stall - wie der Stall nach dem Zentimetermaß ist, sondern wie schaut das Tier aus? Wie geht's dem Tier am Ende? Und da muss ich sagen, da sind wir mit den beiden Züchtungen eigentlich recht zufrieden.

Transkript 2018f

Michael Fleischanderl:

Wäre es sinnvoll, die Küken schon während dem Brüten auf das Geschlecht zu selektieren? Oder, wenn es die Technologie gäbe, würdet ihr trotzdem die männlichen Küken aufziehen?

Stephan Pöchtrager:

Das ist ambivalent, würde ich sagen. Jetzt ist es so, dass wir sagen - ganz klar, das männliche schlüpft, die werden selektiert und wir ziehen das männliche Küken auf. Wir beschäftigen uns auch schon mit der Detektion im Ei, seit sieben, acht Jahren. Die Technik ist noch nicht so weit, dass sie praxistauglich ist. Und die Frage ist: "Wann ist die Detektion im Ei in Ordnung? Ist das am 15. Tag in Ordnung? Ist es am neunten, am sechsten oder am dritten Tag?" Das heißt, wann beginnt Schmerzempfinden im Küken, im Ei? Ist das der sechste Tag? Ist das der dritte Tag? Ich meine, die Technologie - gerade vor ein paar Monaten war wieder eine Aussendung, glaube ich ab dem siebten Tag ist es möglich, 2019. Aber ich muss sagen, die letzten Jahre, wo ich da bin, heißt es immer: "In 2 Jahren sind wir soweit." Es gibt jetzt noch keine praxistauglichen Maschinen, die wirklich verwendet werden können, und die Frage ist wirklich: "Wie lange kann es sein?" [...] Ich glaube, viele Tage können es nicht sein, damit wir da mitgehen. Und, darum - ich kann noch nicht einmal sagen, dass wir jetzt Richtung Detektion gehen. Wenn ich sage, ok, am zweiten Tag der Bebrütung kann man es feststellen, dann sage ich jetzt - dann werden wir den Schritt

gehen. Am fünfzehnten nicht. [...] Oder am zehnten ist wahrscheinlich schon zu spät. Sondern das muss wirklich ganz am Anfang sein, wo es erkannt werden kann. [...] Entscheidend ist, wann das Schmerzempfinden im Küken ist. [...] Und das ist halt immer schwierig zu messen.

Transkript 2018g

Michael Fleischanderl:

Welche Brutapparate werden verwendet? Wie funktionieren die?

[...]

Stephan Pöchtrager

Das ist, wie wenn du eine Tür aufmachst, und dann schiebst du das Wagerl rein und dann gibts diese Schlupfwagerl, da wird das aufgeschlichtet und wo dann sozusagen die Küken schlüpfen, dass sie da gleich Platz haben und wenn sie geschlüpft sind, kommen sie raus. [...] Der Schlupf ist beendet, dann fährt man mit dem Wagerl raus [...] und dann werden sie selektiert in männlich / weiblich.

Michael Fleischanderl

Und das funktioniert per Hand?

Stephan Pöchtrager

Da gibt's keine Maschine. Es gibt keine Maschine, die das macht. [...] Früher ist man da gestanden und das männliche ist dann meistens mit CO2 getötet worden, oder geschredert oder was auch immer.

Michael Fleischanderl:

Getrennt werden sie gleich nach der [Geburt]?

Stephan Pöchtrager:

Die werden gleich nach Schlüpfen [gesext und getrennt]. Man erkennt das nämlich - da gibts Federn, wo man die selektieren kann und an der Kloake, glaube ich, kann man das selektieren. Das sind echt Spezialisten, also da musst du wirklich die Konzentration haben, dass du sofort erkennst, was das ist. Und da gibt's gewisse Federn, wo man das erkennt und an der Kloake.

Transkript 2018h

Michael Fleischanderl:

Die ersten Tage finden dann unter der Infrarotlampe statt?

Stephan Pöchtrager:

[...] Man muss sich vorstellen, da ist die Brüterei, Schlupf, dann kommen die Tiere in so Transportkartons, mit Belüftungsschlitzten, das ist ja Tierschutzverordnung - so viele Tiere dürfen da drin sein, und kommen dann mit Transportern, sage ich jetzt, auf die Betriebe - Legehennenaufzucht und Mastbetriebe sozusagen, die männlichen, und dort haben sie dann eine Lampe - es muss nicht eine Infrarotlampe sein, es kann auch ein Raum sein, der auf die Temperatur eingestellt ist. Da gibt es ja gerade für die kleinen Küken oft so kleine Räume, wo man die rein gibt. [...] Es ist extrem warm, wenn man da rein geht. Ich

weiß nicht - über 30 Grad hat es da drin - es ist richtig warm und da haben die ihre Wohlfühltemperatur und wenn sie dann größer sind, dann kommen sie sozusagen in die großen Flächen, wo es dann schon kühler ist.

Michael Fleischanderl:

Das heißt, die männlichen Küken werden dann auch direkt dort hin transportiert, wo sie dann auch die 10 Wochen - das Leben - verbringen?

Stephan Pöchtrager:

Genau! Die männlichen kommen dann gleich auf den Mastbetrieb und die weiblichen kommen auf den Junghennenaufzuchtbetrieb, 20, 21 Wochen, und nach 21 Wochen kommen sie dann auf den Legehennenbetrieb, dort wo das Eierlegen beginnt sozusagen.

Michael Fleischanderl:

Ab wann dürfen die ins Freie oder wann kommen die aus diesem Wärmeraum heraus?

Stephan Pöchtrager:

Der warme Raum ist ja nur ganz am Anfang, wenn die Küken geschlüpft sind, wichtig - die ersten Wochen - danach haben sie ja ihren Stall zur Verfügung, wo wir ganz klar sagen - so viele Tiere dürfen pro m² drinnen sein und dann wird der Außenscharraum geöffnet, der Außenscharraum ist ein überdachter geschützter Raum, aber mit - da zieht der Wind durch, da ist frische Luft drin, da bist du ein bisschen schon leicht den Außenklimareizen ausgesetzt, aber [...] du hast noch ein Dach über dem Kopf. Und dann kommen sie auf die Weide, und da kommen die männlichen ab dem 43. Tag auf die Weide. Und die weiblichen kommen - laut Gesetz glaube ich ab der 12. Woche - die wachsen auch langsamer und die haben eine andere Entwicklung - die weiblichen - und die sind dann ab der 12. Woche draußen.

Transkript 2018i

Stephan Pöchtrager:

Der Vorteil beim Transport bei uns ist das: Dass wir einfach mit österreichischen Eltern-tierbetrieben arbeiten, wir arbeiten nur mit österreichischen Brütereien, und wir arbeiten nur mit österreichischen Mästern und Aufzüchtern und Legehennenbetrieben. [...] Ich glaube, Österreich ist jetzt in einem Ausmaß von einem Land, wo ich sage ok, da halten sich diese Transportzeiten in Grenzen. Es passiert ein Transport, ja, aber es ist überschaubar. [...] Wir arbeiten mit zwei Brütereien zusammen, eine im Norden, eine im Süden, damit das schön verteilt ist. [...] Kommt es beim Transport zu Verletzungen? Bei den kleinen Küken, das ist wie ein Wattebausch, gibt es kaum was und dann hat man bei erwachsenen Tieren, wenn die dann zum Beispiel zum Schlachthof gehen, am Ende der Legeperiode, ist immer, wenn es Verletzungen gibt, es ist immer auf jedem Schlachthof ist ein Tierarzt anwesend, der dann bewertet: Dieses Tier ist ok, ist nicht ok. Und Verletzungen - kann sein - ich war schon bei vielen Hühnerschlachtungen dabei - ja, die gibts. [...] Es wäre gelogen zu sagen: "Nein, es gibt keine Verletzungen." Sagen wir so. [...] Wird man nicht ausschließen können. Aber es ist durch das, dass ich sage - die Transportzeiten sind bei uns mit 4 Stunden definiert, ist das - das Tier ist jetzt da nicht hungrig, durstig oder irgendwas, sondern ist gesättigt und fährt die 4 Stunden und das ist was anderes, als wenn es ein paar Tage am Weg ist.

[...]

Michael Fleischanderl:

Wie sind die Bestimmungen beim Transport, wie viele Tiere auf welchem Raum transportiert werden?

Stephan Pöchtrager:

Weiß ich nicht, aber da halten wir uns an die gesetzlichen Rahmenbedingungen, an den Tiertransport. Da gibt es eigene Regelungen, Tierschutzgesetz, Tierschutzverordnungen und da ist für Transport auch was eigenes für Hühner, ist da ganz klar definiert, so und so viel dürfen da rein. Das einzige, was wir sagen ist, wir transportieren nicht so lange. Wir sagen vier Stunden Maximum für alles. Und die erreichen wir überhaupt nicht, weil: Wir arbeiten mit zwei Brütereien im Norden und im Süden von Österreich und mit zwei Schlachthöfen im Norden und Süden von Österreich, dadurch ist die Transportzeit bedeutend geringer als vier Stunden. Das Gesetz würde glaube ich über 8 Stunden zulassen.

Michael Fleischanderl:

Verletzungen wird man auch hier nicht ausschließen können?

Stephan Pöchtrager:

Es kann dazu kommen, es ist immer, wo der Mensch, wo Transport ist, es kann was passieren, aber es wird nach bestem Wissen und Gewissen durchgeführt und gemacht.

Transkript 2018j

Stephan Pöchtrager:

Ganz wichtig ist bei uns, wo sie aufwachsen, dass sie biologisch aufgezogen werden. Weil das ist nicht selbstverständlich, dass die Handelsmarken ihre Tier biologisch aufziehen. Die sagen zwar: "Ich mache Bioeier und ich ziehe den Hahn groß" - aber wie und wo, ob das irgendwo im Ausland gemacht wird, unter günstigsten Bedingungen, dass ich ihn nur großziehe, dass ich das sagen kann, das ist uns bedeutend zu wenig. Wir sagen ganz klar, wir verkaufen Bioeier, also muss der Hahn biologisch aufgezogen werden in Österreich und es gelten die selben Transportzeiten und die selben Auslaufgeschichten, wie bei allen.

Michael Fleischanderl:

Wie viel Auslauf haben die dann?

Stephan Pöchtrager:

Die männlichen Küken haben 0,5 m² Auslauf im Freien, natürlich immer mit Außenscharrraum, und die Legehennen hat 10 m² je Tier. Sozusagen, die lebt ja zwei Jahre und darum hat sozusagen der Hahn hat 0,5 m² Weide, alles was Weide ist ist Freilauf draußen, und das andere ist bei der Legehennen mit 10 m² definiert. Das wichtigste ist aber dann im Auslauf das, dass die Tiere den Auslauf annehmen und dafür ist die Strukturierung notwendig. Das Huhn kommt aus dem Urwald. Und was ist im Urwald? Im Urwald ist Beschattung, unterschiedliche Beschattungssysteme und Dächer sozusagen, eine niedrige Beschattung, eine hohe Beschattung, mittelhohe - und das ist wichtig, dieses Stufensystem der Beschattung und dass wir da kleine Hecken und Sträucher und große Bäume setzten, damit sich das Tier da wohl fühlt und dass sie auch die Weide, den Auslauf, nutzen. Es nutzt mir nichts, wenn ich die Tür aufmache und es geht kein Huhn raus. Wenn da bei 35 Grad die Sonne her scheint, geht kein Tier raus. Darum ist wichtig, dass man da strukturiert und dass man den Auslauf so gestaltet, dass die Tiere den Auslauf auch annehmen und ihre natürlichen Bedürfnisse - picken, scharren, auf den Baum rauf, und und und,

wühlen, dass sie das ausleben können. Und dafür muss ich das aber so gestalten, dass es geht und nicht nur sagen: "Sie haben 10 m²." Wichtig ist, dass die Bedingungen so geschaffen sind, dass sie es auch annehmen, und das ist das Um und Auf.

Michael Fleischanderl:

Und die weiblichen Hühner nehmen eher den Auslauf an, weil sie länger leben?

Stephan Pöchtrager:

Ja, ganz klar. Eine kleine Henne geht gar nicht raus. So Küken, wenn die abgerechnet werden würden, die haben sofort eine Erkältung oder irgendwas. [...] Und darum sage ich, die Hennen sind ja dann stabil und das sind ja wirkliche Sportler und die sind viel unterwegs und die nutzen den Auslauf dann echt bedeutend mehr. Und die leben ja zwei Jahre. Der Hahn ist erstens einmal viel kleiner und der ist ja wirklich nur so am Anfang, darum reichen da die 0,5 m² vollkommen aus.

Transkript 2018k

Michael Fleischanderl:

Gibt es zwischen diesen Hähnen Kämpfe?

Stephan Pöchtrager:

Der Unterschied zwischen Kampf und Spiel ist da ein dünner Grat. [...] Ganz ehrlich, wenn es das nicht geben würde, dann wäre es kein Tier. Soziale Strukturen werden ausgemacht über Rangkämpfe. Und es wäre gelogen, jetzt zu sagen, es ist Spiel. Das ist ein Rangkampf. Soziale Strukturen bei allen Tieren werden über Rangkämpfe ausgemacht, also gibt es einen Kampf, ja. Das ist aber das gute - nicht auf beengtem Raum, sondern sie haben Platz. [...] Wenn das auf beengtem Raum ist, dann stachelt der eine den anderen an und dann bauscht sich das auf. Wenn Platz ist, machen die sich das aus, es entstehen Strukturen und die sind dann relativ schnell ausgemacht.

Tanskript 2018l

Michael Fleischanderl:

In welchem Alter werden sie geschlachtet? [Anm.: die männlichen Tiere]

Stephan Pöchtrager:

70 Tage, 10 Wochen.

Michael Fleischanderl:

Wie werden diese Tiere eingefangen?

Stephan Pöchtrager:

Alles händisch. Das passiert alles händisch. [...]

Transkript 2018m

Michael Fleischanderl:

Wie werden die Tier geschlachtet? Wie werden sie getötet?

Stephan Pöchtrager:

Wir haben grundsätzlich CO2 und Elektrobetäubung, einmal ist mit Gas, wo sie in einen Tunnel gehen, wo sie [...] betäubt werden dadurch, oder im Elektrobad. Da ist es mit Strom. So werden sie betäubt und dann kommt der Schnitt und durch die Blutung tritt dann der Tod ein. Das erste ist immer nur die Betäubung, dann kommt der Schnitt. Das wichtige ist, dass sie beim Schnitt nicht bei Bewusstsein sind und dafür haben wir zwei verschiedene Methoden. Das ist die Elektrobetäubung und die CO2 Betäubung. [...] Aber man sucht da immer noch nach neuen Lösungen. Tod ist immer Tod. Und heißt: Vorher werden sie betäubt, ordentlich; Kontrolle, dass es betäubt ist, nachher der Schnitt, dann durch diese Blutung findet der wirkliche Tod dann statt. Und darum, das ist wichtig und da sind wir echt dran, weil das ist ein ganz wunder Punkt in jeglicher Tierproduktion. Der Tod. Das ist nie schön und da muss man schauen, wie kann der gestaltet werden, damit das so gut wie möglich ist. Darum ist man da laufend dran, in allen Bereichen, das zu verbessern.

Michael Fleischanderl:

Wie stellen sie sicher, dass die möglichst ohne Angst und Schmerzen getötet werden?

Stephan Pöchtrager:

Da ist der Mensch am Werk und das geht nur über Mitarbeiterschulung, du hast Vorgaben, Kontrollpunkte, dass man sagt - du hast einen Kontrollpunkt, dass das Tier betäubt ist, bevor der Schnitt ist und so weiter. Da hast du Kontrollpunkte, dann gibt es den Tierarzt und wir haben das ganze auch noch kontrolliert, tierwohlkontrolliert vom Verein Zukunft Tierwohl, die auch gewisse Bestimmungen sagen - so muss das sein, damit das auch passt. Und die sagen, diese Betäubungsmethoden, diese Methoden sind in Ordnung für sie. Und das ist uns immer wichtig, weil so bin ich am besten Stand, was sich da tut im Bereich Tierschutz. Dann gibts auch unseren Fachbeirat im Geflügelbereich, wo wir sagen: "Wo sind heikle Themen gerade? Was tut sich aktuell gerade?" Und da setzt man sich zusammen und schaut sich das an, was da gerade notwendig ist, um was zu verändern. Ich glaube, das das wichtigste ist und am Ende ist unser Anspruch eine hohe Lebensmittelqualität und ein gestresstes, geängstigtes Tier, wenn ich das zur Schlachtung bringe, schüttet sich Adrenalin aus, Hormone, das Fleisch säuert anders ab und so weiter, das Fleisch schmeckt anders, die Qualität ist kaputt. Für was mache ich alles vorher, dass die einen Auslauf haben, dass die ein gutes Leben haben und am Schluss stresse ich es und habe eigentlich eine schlechte Fleischqualität. Das ist nicht unser Anspruch, sondern da wollen wir schauen, dass es so stressfrei wie möglich ist. Da ist der Mensch und die menschliche Schulung einfach ganz wichtig und die Kontrolle auch von Außenstehenden, wie Tierärzten, die immer bei der Schlachtung dabei sind. Es gibt keine Schlachtung ohne Tierarzt. Also das ist ein Muss.

7.3 Plagiatserklärung

Hiermit erkläre ich, die vorgelegte Arbeit selbständig verfasst und ausschließlich die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt zu haben. Alle wörtlich oder dem Sinn nach aus anderen Werken entnommenen Textpassagen und Gedankengänge sind durch genaue Angabe der Quelle in Form von Anmerkungen bzw. In-Text-Zitationen ausgewiesen. Dies gilt auch für Quellen aus dem Internet, bei denen zusätzlich URL und Zugriffsdatum angeführt sind. Mir ist bekannt, dass jeder Fall von Plagiat zur Nicht- Bewertung der gesamten Lehrveranstaltung führt und der Studienprogrammleitung gemeldet werden muss. Ferner versichere ich, diese Arbeit nicht bereits andernorts zur Beurteilung vorgelegt zu haben.

Ort/Datum/Unterschrift

7.4 Abstract Deutsch

Der Zweck der vorliegenden Arbeit ist, zu versuchen, eine bestimmte Intuition mithilfe von Clare Palmers tierethischem Ansatz zu erklären, und zwar besser zu erklären, als es ein utilitaristischer Ansatz könnte. Es geht um die Intuition, dass es moralisch gesehen besser ist, männliche Küken, die als Nebenprodukt der Eierproduktion entstehen, nicht sofort zu schreddern sondern ein paar Wochen lang leben zu lassen, um sie dann zu schlachten und zu Fleisch zu verarbeiten. Ein kapazitätsorientierter Ansatz eignet sich schlecht zur Erklärung dieser Intuition, weil die Küken beim Schreddern so gut wie keine Schmerzen erleiden und es somit möglich ist zu sagen, dass an dieser Praxis gar nichts auszusetzen ist (vgl. Aerts et al. 2009). Clare Palmers Ansatz liefert weitere Begründungen für moralische Pflichten, die nicht aus Kapazitäten hervorgehen, sondern aus Relationen zu den Tieren. Demnach haben wir größere Pflichten domestizierten Tieren gegenüber als wilden Tieren gegenüber (vgl. Palmer 2010). Man könnte also meinen, dass so ein Ansatz einen größeren Aufwand von uns fordert, für das Wohl von offensichtlich domestizierten Küken zu sorgen. Die Versuche, die in der vorliegenden Arbeit unternommen wurden, dafür Begründungen in Palmers Theorie zu finden, verliefen aber weitgehend erfolglos oder nur mäßig überzeugend. Eine Erklärung dafür ist, dass es Clare Palmer im Vergleich zum Utilitarismus keine neuen Pflichten bringt, sondern hauptsächlich eine Argumentation dafür liefert, warum es weniger Pflichten wilden Tieren gegenüber gibt. Außerdem argumentiert Clare Palmer trotz der relationalistischen Komponente ihres Ansatzes doch sehr kapazitätsorientiert und besonders die Frage, was eine gute Behandlung von bestimmten Tieren ausmacht, wird bei ihr über Kapazitäten beantwortet.

7.5 Abstract English

This thesis is an attempt to explain a certain intuition with the help of Clare Palmers approach to animal ethics and to explain it better than a utilitarian approach could. It is about the intuition that it is better to bring up male chicks in the poultry industry and use them for meat production instead of killing them right after their birth. It is hard for a capacity oriented view to explain this, because these chicks probably feel little or no pain during maceration (see Aerts et al. 2009). However, Clare Palmers approach brings further reasons for moral obligations that are not derived from capacities but from our relations to animals. According to her, we have greater obligations towards domesticated animals than wild animals (see Palmer 2010). So you could think that such an approach would compel us to try harder to improve the well-being of obviously domesticated chicks. However, the attempts to find reasons for that in Clare Palmers work have been rather unconvincing. One explanation for that is that Clare Palmer doesn't actually argue in favor of any additional duties compared to a utilitarian approach but rather argues for the absence of positive obligations towards wild animals. Furthermore, despite its relational component, Clare Palmers approach is fairly capacity oriented. For Palmer, what exactly a good treatment of certain animals is, is determined by their capacities.